

Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **56 (1960)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Adolf Bach, Deutsche Volkskunde. Wege und Organisation, Probleme, System, Methoden, Ergebnisse und Aufgaben, Schrifttum. 3. Auflage. Heidelberg, Quelle & Meyer, 1960. 708 S., 57 Skizzen und Karten. DM 54.–.

Bachs Deutsche Volkskunde, die 1937 in der 1. Auflage erschien, ist unumstritten eines jener Standardwerke, welche vor allem der Dozent, der wissenschaftliche Theoretiker, immer und immer wieder zu seiner Arbeitserleichterung und eigenen Kontrolle benützen wird. Bachs leitender Gedanke war, über den vereinzelt Zielsetzungen und den differenzierten Methoden historischer, geographischer, soziologischer und psychologischer Art die höhere Einheit nicht aus den Augen zu verlieren, ein Führer zu den Kernproblemen zu werden und die Wege zu diesen Problemen zu weisen durch eine kritische Wertung und Einreihung des wesentlichen Schrifttums. Es war eine grossartige Leistung, welche ein Einzelner hier vollbracht hatte. Wir müssen dies vorgängig mit allem Nachdruck hervorheben, damit die Aussetzungen, welche wir an der dritten Auflage um der Objektivität willen zu machen genötigt sind, nicht zu viel Gewicht erhalten und als Korrekturen und Warnungen betrachtet werden sollen, welche nicht die wesentliche Tendenz des Buches in den geringsten Zweifel ziehen wollen. Die beabsichtigte zweite Auflage des Werkes (1944) ist nur in zwei Exemplaren erhalten geblieben. Die jetzige, dritte Auflage ist von Bach allein bearbeitet worden. Das ist eindeutig zu bewundern; aber der Umfang des zu bewältigenden Stoffes ist doch so riesig, dass die Herbeiziehung von verantwortlichen Mitarbeitern beinahe unumgänglich wird. Dadurch hätte sicherlich eine recht beträchtliche Zahl von Ungenauigkeiten und befremdlichen Auffassungen bis zu eigentlichen Falschheiten vermieden werden können. Ganz abwegig ist die kurze Übersicht über die internationalen Zeitschriften (S. 109); die Angaben über die CIAP (S. 110) und die Bibliographie (S. 110) sind mangelhaft; der polnische Trachten-«Atlas» (S. 122) gehört nicht zu den «Atlanten», ebensowenig Gavazzis Aufsatz über Jugoslavien (S. 122). Ungenau sind die Angaben über das Museum in Graz (S. 124), die Verhältnisse in der Schweiz (S. 125); unter «Frankreich» wird kurz und schlicht einfach «Elsass» verstanden (S. 126). Völlig durcheinandergewürfelt sind die – auch sonst recht mangelhaften – Daten über Belgien und die Niederlande (S. 125 f.). Dass zur Deutung des Begriffes «Volk» eine Definition von A. Helbok benützt wird (S. 127), ist doch eher ein Fehlgriff.

Ganz allgemein müssen wir Schweizer uns mit aller Deutlichkeit und Schärfe dagegen wenden, als Teil des politischen Begriffes Deutschland eingegliedert zu werden, ob das nun mit oder ohne Absicht geschehe (übrigens werden in einigen Fällen bei Bach auch die Niederlande kurzerhand unter «Deutschland» subsumiert; dass Österreich selten mit einwandfreier Korrektheit behandelt wird, sind wir bei Werken aus etwas älterer Zeit nachgerade gewohnt); für die Schweiz gilt dann meist noch, dass sie in einem Vereinfachungsprozess als «deutschsprechend» angesehen wird; die Arbeiten von Murk, Sonder und Scheuermeier (S. 216) werden demgemäss als «deutsche» Arbeiten betrachtet. Wir wenden uns ebenso entschieden und eindeutig dagegen, dass die «Schweiz» zu den «deutschen Landschaften» gezählt wird. Es ist absolut daneben gegriffen, Günthers Buch über die alpenländische Gesellschaft (S. 201) ausschliesslich zum Deutschtum zu zählen: Ladin, Romanen, Friulaner, Slovenen gehören wirklich nicht dazu; ebenso ungehörig ist es, Heierlis fünfbandiges Trachtenwerk der Schweiz in seiner Gesamtheit als «deutsch» zu bezeichnen. – Steht Bosserts Volkskunst in Europa (S. 205) bei der deutschen Volkskunst weil der Verfasser ein Deutscher ist oder weil der Text deutsch ist? Und gehört Spammers Kleines Andachtsbild (S. 205) wirklich zur Volkskunst? Dass ein englisches Buch über Heiligenattribute englischer Heiliger (S. 206) zu «deutscher» Volkskunde gerechnet wird, finde ich reichlich weit gegangen; ebenso ist Vydras Buch über Hinterglasmalerei (und zwar nur tschechische Hinterglasmalerei!) zur deutschen religiösen Volkskunde gezählt (die übrigen Werke über Hinterglasmalerei stehen unter «Volkskunst»). Sooders Bienenbuch (S. 217) ist «deutsche» Volkskunde, trotz der Menge von rätschem und tessinischem Material! – Gehören «Mühlen» und «Wagen» zu den Arbeits-«Gerä-

ten» (S. 218)? – Die Bezeichnung «nicht-deutsche» Volkskunde für alle übrigen Länder Europas (S. 219) finde ich reichlich unglücklich. Botkins Buch (S. 220) hat nichts in einer wissenschaftlichen Literatur-Zusammenstellung zu suchen. – Warum steht Moszyńskis Buch (das im übrigen viel Material aus ruthenischem Gebiet heranzieht) bei der Slowakei und nicht bei den Polen (S. 221); warum sind keine jugoslawischen Werke angeführt; warum steht die ungarische Volkskunde bei den Slaven; warum sind keine finnischen Bücher verzeichnet, wenn schon lettische und estnische erwähnt werden? – Warum werden Müllers Urner Sagen als zweibändig angegeben (S. 227)? – Wenn man die Karte über «Material zum Hausbau» (S. 319) ansieht, muss man zum Schluss kommen, dass in Schottland und Irland keine Häuser gebaut werden (zwei Anfragen an die dortigen Institute hätten genügt).

Man hat das etwas unguete, sogar peinliche Gefühl, dass man der Unsumme von Arbeit in diesem Buch auf diese Art nicht gerecht wird; aber es hat ebenfalls keinen Sinn, dergleichen zu tun, es sei alles einwandfrei, und es kritiklos hinzunehmen. Das grosse Gerüste steht fest und gut und bewundernswert da; die einzelnen Bausteine sind von unterschiedlicher Güte, und es finden sich solche, die man vorteilhafter ersetzt hätte.

Noch eine persönliche Bemerkung zu einer Stelle im Vorwort (S. 11) sei mir erlaubt: dass diese Auflage «die deutschen Verhältnisse vor der Austreibung der Ostdeutschen» erörtere, mag für den Verfasser eine «Selbstverständlichkeit» sein und «braucht nicht begründet zu werden»; ich will diese Tatsache sogar noch – wenn auch nicht sehr gern – zugeben; aber musste dieses böse Wort «Austreibung» stehen nach all dem, was die Nationalsozialisten (ich sage keineswegs die «Deutschen» und würde es auch nie für möglich halten, wenn ich an meine deutschen Freunde denke) an den Juden getan haben und mit den «Minderrassigen» zu tun beabsichtigten? Wildhaber

Volkskunde-Atlas voor Nederland en Vlaams-België, herausgegeben von *P. J. Meerens* und *Maurits de Meyer*, unter Mitwirkung von *O. Veltman*, *H. de Visser*, *J. J. Voskuil*. Antwerpen-Amsterdam, Uitgeversmij N. V. Standaard-Boekhandel, 1959. 1. Lieferung: 10 Karten und 72 S. Kommentar. Preis pro Lieferung: 250.– fr.belg.

Wer auch im Zeitalter der EWG die kulturelle Mannigfaltigkeit des alten Erdteils noch immer schätzt, der erlebt durch das Erscheinen des jüngsten unter den volkskundlichen Atlanten seine Freude. Im Kreise der sechs erscheinenden volkskundlichen Kartenwerke hat jedes, trotz der unleugbaren Verwandtschaft, doch sein eignes Gesicht; so auch das vorliegende. Immerhin ist in dem für mittlere und kleine Staatsgebiete bequemen Massstab 1:1 000 000 die Übereinstimmung mit unserem ASV und den Hauptkarten des jüngst erschienenen AÖV erreicht, allerdings nicht nur aus dem Bedürfnis nach leichterem Vergleichbarkeit, sondern weil der neue Volkskundeatlas (den wir z.B. ANBV nennen können) den Maßstab des Sprachatlases von Nord- und Süd-Niederland übernommen hat, so wie auch andernorts die Volkskundeatlanten in die Fusstapfen der Sprachkartographie getreten sind. Hier wie überall waren eben die Atlaspläne, die im allgemeinen Atlasfrühling der dreissiger Jahre keimten, bedingt und begrenzt durch nationale Gegebenheiten. Erfreulich im Sinne der schrittweisen Annäherung an den grössern Raum ist jedoch die Zusammenarbeit zwischen den Niederlanden und dem flämischen Belgien, bzw. der «Volkskundecommissie der Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen te Amsterdam» und der «Koninklijke Belgische Commissie voor Volkskunde te Brussel». Abgesehen vom schwedischen Atlas, der den schwedischsprechenden Teil von Finnland miteinbezieht, ist hier das erste Beispiel des Hinausgreifens über Staatsgrenzen gegeben. Dafür blieb man – dies im Gegensatz zu unserm ASV – im Bereich eines sprachlich einigermaßen verwandten Gebietes: immerhin wurde der friesische Teil der Niederlande nicht ausgeschlossen, dafür aber das wallonische Gebiet Belgiens den dort ebenfalls sehr tätigen linguistischen und volkskundlichen Forschungsinstitutionen überlassen.

Der ANBV hält sich nicht nur an sprachliche Grenzen, sondern er folgt auch insofern seinem Sprachatlas, als er von ihm das System der «indirekten» Stoffsammlung durch Korrespondenten übernimmt, ja sogar, in den Niederlanden wenigstens, die Korrespondenten selber. Das ist zweifellos praktisch, aber für die volkskundliche Ausrichtung der

Antworten nicht ganz unbedenklich, obwohl (oder weil) auch hier die Hälfte der willigen Fragebogenbeantworter Lehrer sind. Im übrigen wurde die wichtige Entscheidung für das «indirekte Fragesystem», das keineswegs nur Nachteile hat, vorwiegend aus praktischen (organisatorischen und finanziellen), nicht aus theoretischen Gründen gewählt. Man wollte verständlicherweise, nach dem Unterbruch der Vorarbeiten durch den Krieg, in der Nachkriegszeit endlich zur Publikation schreiten, ohne das Ergebnis einer langwierigen Stoffsammlung abzuwarten. So beginnt die Publikation, während die Befragung durch weitere Fragebogen und die Erschließung anderer Quellen noch läuft, wie das seinerzeit auch beim Vorkriegs-ADV und heute beim AÖV der Fall ist: Man lebt von der Hand in den Mund. Das hat allerdings Nachteile verglichen mit der vor Beginn der Publikation in fünf Jahren (1937–1942) ganz abgeschlossenen direkten Befragung unseres ASV: Der Stoffplan des Werkes bleibt beim System der sich stückweise folgenden Befragungen immer mehr oder weniger Zukunftsmusik (viel mehr als beim ASV); vor allem aber wird bei langhingelegenen Frageaktionen die höchst wünschbare Zeitgleichheit des Materials hinfällig, und zudem wechseln von Frage zu Frage, oder von Fragebogen zu Fragebogen, das Netz und die Dichte der Belegorte. Dabei gibt es weitere Schwierigkeiten für die Lokalisierung auf den Karten, welche in der vorliegenden Lieferung ohne das (später erscheinende) Ortsverzeichnis ohnehin nicht leicht ist. Aber, wie gesagt, das sind keine «Vorwürfe» gegenüber den erfahrenen und hochverdienten Herausgebern des ANBV, sondern wir stellen nur Tatsachen fest, die sich aus der z.T. durch die Verhältnisse aufgedrängten Entscheidung für die indirekte Methode ergeben. Im übrigen ist der Publikations- und Stoffplan sympathisch und auch vorsichtig: «Elk jaar zal hoogstens één aflevering verschijnen», wird zur Beruhigung der Mitarbeiter und der zahlenden Abonnenten im Prospekt versichert (während wir beim ASV unsere übereifrigen Versprechungen von vier jährlichen Lieferungen allmählich auf eine herabgeschraubt haben). Zehn Lieferungen zu je zehn Karten, so lautet das vernünftige Endziel, zu dessen Erreichung wir den Herausgebern Glück und gute Gesundheit wünschen.

Der Stoffplan, welcher vom Volksglauben zur Volkswissenschaft, zu den Volksfesten, zum Hausleben, zum Gemeinschaftsleben und schliesslich zum Beruf fortschreiten will, bringt uns gleich mit der vorliegenden ersten Lieferung die grosse Überraschung und Eigenart, dass nämlich Aberglaubenfragen über den Irrwisch, über Hexen, über den Werwolf, über Feurige Männer, über die Wilde Jagd gestellt und bearbeitet werden, Fragen, die wir fast durchwegs vermieden haben, erstens weil es ausgesprochene Reliktfragen sind (die kein zusammenhängendes Raumbild ergeben können), zweitens weil es sich um komplexe, individuell variierende Vorstellungen handelt, die – drittens – nicht nur schwer kartographisch darzustellen, sondern auch schwer zu erfragen sind. Für das Erfragen schamhaft gehüteten Aberglaubens dürfte übrigens die schriftliche «indirekte» Befragung manchen Vorteil haben, sofern der Beantworter nicht ein um das Ansehen seines Dorfes besorgter Dorfpotentat ist. Wenn die Herausgeber im Kommentar sich gleichsam entschuldigen, dass auf einige Tausend Fragebogen nur einige Hundert Antworten, und diese zum Teil negativ, eingingen, so wundern wir uns im Gegenteil, dass über Werwölfe zum Beispiel noch soviel berichtet werden konnte, auch wenn wir dabei in Betracht ziehen, dass der ANBV grundsätzlich auf das reine Gegenwartsbild verzichtet und Angaben aus der Erinnerung und vom Hörensagen (bis 1880 zurück) verwertet. Kurzum, wir haben also hier eindruckliche Reliktkarten vor uns, wobei nur die Namenkarten (Benennung des Irrwischs, des Werwolfs usw.) ein einigermaßen geschlossenes Bild geben. Bei den andern, in den Niederlanden im allgemeinen sehr schwach, aber in Flandern und im Maastal zum Teil wieder sehr stark belegten Karten, fragt sich der aussenstehende Betrachter unwillkürlich, ob die sehr ungleiche Belegdichte wirklich die verschiedene «Aufgeklärtheit» dieser Landschaften widerspiegelt, oder ob die Ungleichheit einfach fragetechnisch zu erklären sei. Auf solche Fragen finden wir leider im Kommentar keine Antwort. Der Kommentar ist sehr zurückhaltend, vorwiegend technischer Art (Materiallisten). Er verzichtet auf jede Interpretation. Doch möchten wir hier betonen, dass wir es schade finden, wenn die Bearbeiter von Karten, die den Stoff gründlich kennen müssen, die zudem mit den Gegebenheiten des Verbreitungsgebietes und den Befragungsschwierigkeiten vertraut

sind, aus falscher Askese diese Kenntnisse, auf die später wohl niemand mehr zurückkommt, dem Benutzer des Werkes vorenthalten.

Die Karten, welche am meisten Verwandtschaft mit dem ADV zeigen, sind drucktechnisch sehr schön, ja zum Teil eigentlich verschwenderisch ausgestattet, wenigstens was die Farben – bis fünf auf derselben Karte – betrifft, was wir, die wir mit den Farben zu sparen gewohnt sind, fast mit Neid bemerken. Der, bei aller Verschiedenheit des Werkes von dem unsrigen, ausgezeichnete Eindruck wird sich durch die kommenden Lieferungen bestätigen und differenzieren müssen.

Richard Weiss

Humaniora: essays in literature, folklore, bibliography, honoring Archer Taylor on his seventieth birthday. Editors: Wayland D. Hand; Gustave O. Arlt. (Portr.). New York, J. J. Augustin (printed in Germany at J. J. Augustin, Glückstadt), 1960. X, 374 Seiten, wovon 12 Bildseiten. 4°.

Wie aus dem Titel und aus den Beiträgen von Gustave O. Arlt (S. 1–7: Archer Taylor), Stanley Pargellis (S. 97–101: AT – a friend of libraries) und C. Grant Loomis (S. 356–374: Bibliography of the writings of Archer Taylor) hervorgeht, ist der Jubilar von erstaunlicher Vielseitigkeit und unerschöpflicher Schaffenskraft. Dementsprechend setzt sich auch die Festschrift zusammen aus Aufsätzen zur Sprach- und Literaturgeschichte, zur Folklore, und zur Bibliographie; aus den 6 Beiträgen der letzten Kategorie seien erwähnt: S. 49–57: Fifty years of folktale indexing, von Stith Thompson, und S. 219–228: Das Werden und die Aufgaben der «Internationalen volkskundlichen Bibliographie» von Robert Wildhaber. Die sprach- und literarhistorische Kategorie enthält unter anderem Betrachtungen zum «Ackermann aus Böhmen» (L.L. Hammerich), zu «Beowulf» (Kemp Malone), und (S. 102–114) «Die zehnte Tochter», eine Studie zu einer Gottscheer Ballade, von Erich Seemann (dem Betreuer des Deutschen Volksliedarchivs zu Freiburg im Breisgau). Lutz Röhrich gibt (S. 121–149), anknüpfend an Rabelais' Pantagruel (Buch 1, Kap. 18) eine reich illustrierte Darstellung über «Gebärdensprache und Sprachgebärden». Anna Birgitta Rooth untersucht (S. 277–285: Chibiabos, Väinämöinen und Orpheus) das Verhältnis von Longfellows «Hiawatha» zum «Kalevala».

Nach Taylors glänzenden Leistungen in der Bibliographie und Sammlung von Rätseln, gipfelnd 1951 in «English Riddles from Oral Tradition», wäre es verwunderlich, wenn die Festschrift gar keine hiezugehörige Arbeit enthielte. Sie enthält eine einzige: «Zwei biblische Rätsel», vom jüngst verstorbenen Hugo Hepding. Das erste betrifft den Durchzug Israels durchs Rote Meer, das andere Jonas im Walfisch. Zum Thema «Märchen» steuerten bei: Reidar Th. Christiansen über das Wandern von Märchen («displaced» folktales); über einen Tiermärchenzyklus (Kachi-Kachi mountain) Hiroko Ikeda; Ivan Grafenauer (Das slowenische Kettenmärchen vom Mäuslein, das durch einen Zaun kroch), Francis Lee Utley (Some Noah tales from Sweden), und Wolfram Eberhard (The supernatural in Chinese folktales from Chékiang). Auf eine Arbeit von Carl-Herman Tillhagen (S. 317–329: The conception of the nightmare in Sweden) folgt eine solche von Will-Erich Peuckert (S. 330–334: Eine ostelbische Kulturprovinz), worin das Wort «Alb» in seiner in ostelbischen Sagen engen Beziehung zu «Hexe» betrachtet wird.

Ich musste viele Beiträge unerwähnt lassen; der verfügbare Raum gestattete erst recht keinerlei kritische Stellungnahme, wozu ich mich übrigens in vielen Fällen gar nicht kompetent gefühlt hätte. Nur eines sei bekannt: das Buch ist reich und interessant!

Heinrich Nidecker, Arlesheim

Demos. Volkskundliche Informationen. Hrsg. vom Institut für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin, Akademie-Verlag. 1 (1960), Heft 1. 122 Spalten. 4°.

Dass neben der «Titelhäufung» einer Bibliographie der Wunsch nach einer etwas ausführlicheren Inhaltsangabe des betreffenden Titels besteht – wobei diese Inhaltsangabe durchaus nicht nur kritisch zu sein braucht, sondern einfach objektiv das behandelte Material etwas eingehender aufweist – ist verständlich und nur allzu berechtigt. Dass auch in den westlichen Ländern ein stärker einsetzendes Interesse für Arbeiten des Ostblockes vor-

handen ist, ist ebenso unbestreitbar; denn es hat sich doch gezeigt, dass dort manche, sehr bedeutsame und auf hohem wissenschaftlichem Niveau stehende Arbeiten entstehen, deren Kenntnis für eine vergleichende und europäische Volkskunde unerlässlich ist – neben den politischen, wissenschaftlich wertlosen Konjunkturarbeiten, die es gewöhnlich nur zu ein paar Bücklingen vor Lenin oder Stalin oder sonstigen volkskundlichen Laien bringen. Diesem doppelten Bedürfnis ist bis anhin das Deutsche Jahrbuch für Volkskunde, so gut es ging, entgegengekommen. Die neue Zeitschrift *Demos* will das dort Begonnene weiter ausbauen und in geographischer und thematischer Hinsicht systematisch gestalten. Es ist klar, dass für den Wissenschaftler – ich darf wohl behaupten: aller Länder – einzig eine objektive Berichterstattung Maßstab und Voraussetzung sein muss. Im vorliegenden ersten Heft von *Demos* scheint mir diese objektive Berichterstattung erfüllt zu sein (ich habe das Heft sorgfältig gelesen); dafür sollten auch die verantwortlichen Institutionen und Redaktoren einigermaßen Gewähr bieten. Neben der DDR als herausgebendem Land machen mit: Albanien, Bulgarien, Polen, Rumänien, Russland, Tschechoslowakei und Ungarn. Als geschäftsführende Redaktoren zeichnen Ludvík Kunz (Brno) und Rudolf Weinhold (Berlin). Gebracht werden «Referate – knapp und gedrängt formulierte Übersichten über wichtige Bücher und Zeitschriftenaufsätze – und Berichte über die Arbeit der Institute, Personalien, Tagungen, Museen und Ausstellungen in den an der Herausgabe beteiligten Ländern.» Alle Beiträge des vorliegenden Heftes sind in deutscher Sprache (englisch und französisch geschriebene Beiträge können auf besonderen Wunsch gebracht werden). Etwas merkwürdig berührt zunächst die Bestimmung: «Die nationalen Redaktionen und die Gesamtedaktion, vertreten durch die geschäftsführenden Redakteure, behalten sich eine redaktionelle Überarbeitung der angenommenen Manuskripte vor»; nur kann sich natürlich ein solcher Vorbehalt auch positiv zum Guten auswirken, und eine Notwendigkeit sein für ein gleichmässig zu gestaltendes Heft (wie es dieses erste Heft denn auch wirklich ist). Eine ganze Zahl von Beiträgen sind Eigenreferate der betreffenden Verfasser (was völlig zulässig ist, da es ja nirgends um eine kritische Stellungnahme geht). Die Zeitschrift soll zweimal jährlich erscheinen. Die Arbeiten werden in ein bestimmtes, sachliches Schema eingeteilt (es findet sich auf der 3. Umschlagseite). Heft 1 bringt Beiträge aus Bulgarien, der DDR, Polen, der Tschechoslowakei, der UdSSR und Ungarn; von den Sachgruppen kommen etwas mehr als die Hälfte zur Darstellung. Die übrigen Sachgruppen und die fehlenden Länderberichte von Albanien und Rumänien sollen im 2. Heft folgen. Wenn die folgenden Hefte die gleichen Grundsätze wie im 1. Heft wahren, dann wird das neue Unternehmen eine wichtige und nötige Vermittleraufgabe erfüllen. Das Vorwort drückt es nirgends klar aus, an wen sich die neue Informationszeitschrift wenden will, und aus welchem Grunde die deutsche Sprache (und nicht etwa Russisch oder Englisch) als Mitteilungssprache gewählt wurde; vielleicht kann uns das 2. Heft hierüber noch Aufschluss geben.

Wildhaber

Norveg. Tidsskrift for Folkelivsgransking. Journal of Norwegian Ethnology. Redaktion: Arne Berg, Olav Bø, Svale Solheim, Hilmar Stigum. Bd. 7. Oslo, Universitetsforlaget, 1960. 301 S.

Die Aufsätze dieses Jahrbuches sind meist mit ausreichenden englischen Zusammenfassungen versehen; zwei Aufsätze sind englisch geschrieben. R. Pettazoni gibt eine ausgezeichnete kleine Abhandlung über dreiköpfige Gottheiten; sie sind ein äusseres Zeichen für eine allsehende Gottheit, vor allem für den Sonnengott. Der Verfasser nimmt an, der Ursprung dieser Figuren sei in Mesopotamien zu finden, von wo sie ost- und westwärts drangen und sich auf die alten Sonnengötter in Europa übertrugen (die christlichen Dreikopfbilder werden nicht erwähnt). – Von Liv Greni stammt eine Untersuchung über die Melodik von Wiegenliedern in Setesdal. – Elizabeth Skjelsvik führt die Erscheinungen und Berichte über norwegische Seeschlagen (vom Loch-Ness-Typus) an. – Odd Nordland schreibt über die soziale Funktion des Sprichwortes, und Ola Tveiten über eine Hauskonstruktion (ohne Zusammenfassung). – Einen bedeutsamen Beitrag zu Glaubensvorstellungen bietet Olav Bø mit den «Kästchen in der Kirchenmauer». Die bösen Geister sind ausgesetzte, heimlich geborene und getötete Kinder, die keinen Namen

haben und nicht getauft sind. Auch Foeten und Fehlgeburten gehören dazu (in Schweden werden sie gelegentlich als «Schachtelkinder» bezeichnet). Solche Aborte wurden in kleine Kästchen gelegt und in die Kirchenmauer gestossen, möglichst nahe beim Altar. Daneben ist auch die Deutung denkbar, dass in diesen Kästchen kleine Puppen eingesargt wurden als Täuschung der Geister, wenn ein Kind zuhause krank ist. – Butler H. Waugh analysiert anhand von ausgezeichneten Beispielen die Sage vom Kind mit der Schlange (Aarne-Thompson 285) auf amerikanischem Boden; es gelingt ihm durch eine genaue Stil- und Inhaltsangabe in überzeugender Weise drei Einflüsse festzustellen: europäische (deutsche), Indianer und Neger. – Vilhelm Kiil geht dem Hochsitz mit langen Säulen nach, auf denen das Gesicht Thors eingeschnitzt ist; damit trägt der Gott das Dach; der Hochsitz wird zum Symbol der Weltvorstellung. Daneben kann die Maske auf dem Pfeiler auch noch apotropäische Wirkung haben. – Otto Blehr schildert die Bedeutung von Nils Edvard Hammarstedt für die nordische Ethnologie. Er hat sich als erster von Mannhardts einseitigen Ackerbaukulten getrennt und den Einfluss der nordischen Volkskulturen betont.

Wildhaber

Scottish Studies. The Journal of the School of Scottish Studies, University of Edinburgh. (Edinburgh, Oliver and Boyd Ltd.). Bd. 4, Teil 1, 1960. 120 S., Abb., Taf.

1957 führte die School of Scottish Studies eine Expedition auf die verlassene Insel St. Kilda, westlich von den Äusseren Hebriden, durch. 1930 wurde die dort noch lebende Bevölkerung – es waren 43 Personen; früher betrug die Zahl während langer Zeit etwa 100–180 Leute, die in 25–30 Hütten lebten – auf das Festland evakuiert, weil aus wirtschaftlichen Gründen sich keine Dauersiedelung mehr halten konnte. D.R. Macgregor legt ein erstes Untersuchungsergebnis vor; es befasst sich mit den Haustypen, von denen am interessantesten der *cleit* ist, eine rundformähnliche Hirten- und Vorratshütte (Rohlf's, Kuppelbauten S. 8f. erwähnt den *beehive*-Typus der Hebriden), die über die ganze Insel zerstreut vorkommt. Die unwirtliche Insel verlangte eine gemeinschaftliche Arbeitsweise der Männer, besonders beim Fang von Vögeln und Sammeln von Eiern in den Klippen; der Fischfang blieb völlig unbedeutend; die Grundlage der Existenz war die Schafzucht. Interessant sind die genaue Schilderung der Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen und die Wiedergabe einer Art von Kalender für die Arbeiten in jedem Monat.

Calum I. Maclean gibt Texte von Feenerzählungen, wie er sie aufnotiert hatte (in Schottisch, mit Übertragung ins Englische). In Lochaber wurden 1951 verbürgtermassen die letzten Feen gesehen. Wenn Feen lästig werden, kann man ihnen zur Vertreibung eine unmögliche Aufgabe stellen (Seil aus Sand; die Aufgabe wird sonst häufig dem Teufel gestellt) oder man muss ihre genaue Anzahl zählen können, wobei man eine bestimmte Art der Zählweise gebrauchen soll (S. 89). – Zwei Miscellen schildern den auch in Wales bekannten *cruck*-Haustyp (John Dunbar) und Seilereigeräte (Stewart F. Sanderson). – Mit schottischen Flurnamen befassen sich zwei Aufsätze von W. F. H. Nicolaisen. – H. A. Moislely untersucht die Wohnorte der schottischen Universitäts-Studenten.

Wildhaber

Acta ethnographica Academiae scientiarum hungaricae. Bd. 9 (1960), Faszikel 1–2, S. 1–246, Abb., Karten, mus. Noten.

Wir möchten die drei Arbeiten hier herausheben, welche sich mit der ungarischen Volkskunde befassen (sie sind in deutscher Sprache geschrieben); die übrigen Aufsätze behandeln aussereuropäische Themen. *Lajos Vargyas* plant eine grössere Artikelserie über «Forschungen zur Geschichte der [ungarischen] Volksballade im Mittelalter»; hier legt er das dritte Kapitel vor, welches in aller Ausführlichkeit und Gründlichkeit der Frage der «Herkunft der ungarischen Ballade von der eingemauerten Frau» nachgeht. Entgegen den früheren Meinungen, dass die Herkunft dieser ergreifenden Ballade bei den Griechen oder im balkanischen Gebiet zu suchen sei, kommt Vargyas auf Grund einer umfassenden Übersicht aller Belege bei den Ungarn, Serben, Bulgaren, Rumänen, Mazedoniern, Albanern, Aromunen – in dieser Reichhaltigkeit hatte sie noch keiner der früheren Bearbeiter des Themas überhaupt nur geahnt – zum überzeugenden Schluss, dass der ungarischen

Fassung die Priorität zuzusprechen sei, und dass sie von hier aus zu den Bulgaren, Rumänen und weiter gelangt sei. Das Motiv zu dieser Ballade ist aber auch von den Ungarn übernommen worden, und zwar aus einem grusinischen Sagenstoff. Was das Alter der Ballade angeht, kommt er zur wohlthuend kritischen Feststellung: «Aus der Geschichte der bulgarisch-ungarischen Beziehungen geht hervor, dass die ungarische Ballade sich bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts entwickelt hatte und von den Bulgaren übernommen wurde, und dass dieser Vermutung weder die historischen Namen noch die historischen Angaben widersprechen.» Eine kenntnisreiche und objektiv geschriebene Darstellung, die sich flüssig und angenehm liest. – Im vorhergehenden Jahrgang der Acta ethnographica hat *István Vincze* uns eingehend über die ungarischen Weinkelter unterrichtet; nun lässt er diesem Überblick einen solchen über die ungarischen Weinkeller folgen; es wird hier mit der Zeit eine breit angelegte ungarische Weinbau-Volkskunde aufgebaut. Vincze schildert uns die Typenordnung der Baulichkeiten, welche der Kelterung und Lagerung des Weines dienen; wir treffen vom Süden nach dem Norden zu immer ausgebildete Formen, weil die Weine im Norden kühler gelagert werden müssen, um haltbar zu bleiben. Diese Bemerkung zeigt bereits, dass es dem Verfasser darum geht, die Zusammenhänge zwischen der Weinproduktion und der technischen Anlage der Bauten zu untersuchen. Die ebenerdigen Presshauskeller des Südens dienen auch als Wohnung während der Zeit der Bestellung der Rebberge (wie übrigens auch in den östlichen, pannonisch beeinflussten Gebieten von Slovenien). Gegen den Norden finden sich unterirdische Lochkeller mit und ohne Kellerhaus. Wo der Weinbau nicht ausschliesslicher Erwerbszweig ist, wird der Bodenraum über dem Kellerhaus zur Lagerung von Futtermitteln und von Heu benützt. – *Márta Belényesy* gibt einen kurzen Rechenschaftsbericht «Über die mittelalterlichen Forschungen in der ungarischen Volkskunde», der methodisch und thematisch interessant ist, besonders auch im Vergleich mit der sich an manchen Orten entwickelnden (meist auf Grund des Hans Moser'schen Vorbildes) historischen Volkskunde. Die ungarische Forschung will vor allem das 14. und 15. Jahrhundert in allen seinen Aspekten aufhellen. Die Verfasserin schildert die Arbeitsweise, die bereits publizierten Ergebnisse und die weiteren Pläne.

Wildhaber

Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. 8 (1959). Wien, Selbstverlag des Bundesministeriums für Unterricht, 1959. 196 S., 5 Taf., 1 Karte.

Der achte Band, erschienen 1959, enthält ein gutes Dutzend Beiträge. Besonders bemerkenswert ist eine Abhandlung von Josefina Gartner «Über die naturhafte Mehrstimmigkeit österreichisch-alpenländischer Volkslieder», die sich mit der aussterbenden Kunst, zu bestehenden Melodien freie Ober- und Unterstimmen zu improvisieren, befasst. Der jenen Gesängen eigene wehmütige oder sentimentale Ton wird durch den auffallend häufigen Schluss in der Terzlage erreicht. Sehr interessant ist die Untersuchung über den Zusammenhang von Volkslied und Geniemusik bei Joseph Haydn. Walter Deutsch zeigt eine Anzahl überraschender Parallelen zu Haydns Thematik in österreichischen Volksliedern. Doch gerade dort, wo sie sich, trotz aller «Volkstümlichkeit» nicht finden, beweist sich die Genialität des Komponisten am deutlichsten. Unter den Aufsätzen grösseren Umfangs seien noch Arbeiten über die Volkstänze im obern Mühlviertel (Karl Horak), «Historische Lieder des 18. Jahrhunderts» (Karl M. Klier) und die Besprechung eines Wiener Jesuitengesangbuches von 1737 (Viktor Korda) erwähnt. Ausgezeichnet ist der Gedanke, die Forschungsergebnisse über die Verbreitung von Jodler, Volkslied und -tanz in einer Karte zusammenfassend darzustellen. Im Anhang finden sich ferner u.a. die Organisation und Berichte der Arbeitsausschüsse, Nachrufe und Literaturberichte.

Oswald Frey, Basel

Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung. Herausgegeben von Kurt Ranke. Berlin, Walter de Gruyter & Co., Bd. 2 und 3.

Drei Jahrgänge der wagemutig gegründeten Zeitschrift liegen nun abgeschlossen vor uns. Sie hat das hohe Niveau der ersten Hefte gehalten. Neben den grossen Aufsätzen nimmt man vor allem die ausführlichen Rezensionen dankbar entgegen, die bei Sammlun-

gen immer wieder die Zuordnung zu den Erzähltypen fachkundig ergänzen oder sogar vollständig neu beibringen. Das letzte Heft jedes Jahrgangs enthält ein von Walter Anderson erstelltes Typen- und Sachregister, das sämtliche irgendwie berührten Erzählungen und Motive rubriziert.

In Heft 1/2 des 2. Bandes (1958, 203 S.) würdigt *Elfriede Moser* Form und Funktion der barocken Predigtmärlein, die sie «als sichere Wegzeichen auf der so schwer verfolgbaren Wanderung der mündlichen Volksüberlieferung» charakterisiert. *R. Pinon* deutet die Beziehungen des gesungenen und getanzen Kinderlieds zu Erzählungen und zur Realität an; er fordert eine dreifache Katalogisierung: der Themen, der literarischen Motive und der fundamentalen Spiel-(Tanz-)Figuren. *A. Taylor* skizziert die verschiedenen Verbreitungszyklen der bekannten Erzählung von der vorbestimmten Gattin (ATH 930*) und diskutiert dabei zahlreiche Fragen: Unabhängige Entstehung einzelner Zyklen? Ursprung in einem buddhistischen Exemplum? Dauer der mündlichen Überlieferung? Möglichkeit und Wert der Konstruktion einer Urform? *J. Krzyżanowski* entdeckt bei einem polnischen Dichter des 16. Jahrhunderts eine illustrierte Version von «Brüderchen und Schwesterchen» und zeigt anhand einer bisher falsch gedeuteten Miniatur, dass die Erzählung vom alten Weib, das in des Teufels Dienst Unheil stiftet, Ende des 16. Jahrhunderts in Polen bekannt war. *M. Matiĉetov* vergleicht im 19. Jahrhundert aufgezeichnete Geschichten vom verbrannten und wiedergeborenen Menschen (ATH 703* oder 788*) mit der vom wiedergeborenen Zagreus und postuliert die Entstehung des Typus aus vorgeschichtlichen Riten und Vorstellungen und seine Entfaltung über antike Mythen und christliche Legenden bis zu seiner modernen Gestalt. *J. de Vries* zieht die Summe aus der bisherigen Dornröschenforschung und betont dabei namentlich den Einfluss des «Perceforest». *E. Mudrak* gibt Belege für «die Berufung durch überirdische Mächte in sagtümlicher Überlieferung», wobei das Zeichen der Berufung als Vogel, Widder, Hirsch, Sonne oder Feuer erscheint – im Volksmärchen ausschliesslich als Vogel. *K. Luomala* untersucht humorvolle Erzählungen von einem polynesischen Trickster und Kulturheros (Maui); sie zeigt ihre politischen, moralischen, gesellschaftlichen Tendenzen und Funktionen; mit besonderem Nachdruck betont sie, dass Maui ungestraft Göttern und Ungeheuern entgegentritt, aber an der Macht der indischen Sozialordnung zugrundegeht ('No distant God is as dangerous as an old relative.').

In Heft 3 (1959, 120 S.) lenkt *W. H. Jansen* die Aufmerksamkeit auf den grundsätzlich zu unterscheidenden «esoterischen» oder «exoterischen» Charakter des Volksguts: Esoterische Folklore lebt von der Befassung einer Gruppe mit sich selbst und mit der mutmasslichen Meinung anderer über sie, exoterische beschäftigt sich mit einer anderen Gruppe und mit deren Auffassungen über das Urteil Aussenstehender. Gewiss eine aktuelle Unterscheidung in unserem Zeitalter der Aussenlenkung, wo sich «die Menschen bereits selbst die Fragen vorlegen, die von anderen an sie gestellt werden können» (Riesman). Exoterische Folklore (z.B. allgemein verbreitete Erzählungen von schlaun Advokaten oder diebischen Zigeunern) findet sich vor allem bei grossen und selbstbewussten Gruppen, esoterische (Beispiele: der private Jargon von Musikern, Verbrechern oder Teenagern) bei kleinen und relativ schwachen. *J. Szövérfy* demonstriert die volkstümliche Kontamination des Christophorus mit dem starken Hans und andere Metamorphosen von Legendenmotiven im Volksmund, wobei er feststellt, dass eine einzige Änderung eine Kettenreaktion auslösen kann. *P. N. Boratav* untersucht die Lügnererzählung von den drei Krüppeln (die mit defekten Gewehren tote Hasen jagen usw.), namentlich türkische und mittelmeerische Fassungen; Lieder und Rätsel vom gleichen Thema scheinen meist von Erzählungen abzustammen. Ein nachgelassener Aufsatz *P. Delarues* demonstriert am Beispiel von «Brigitte, la maman qui m'a pas fait, mais m'a nourri» die vermutliche Genese eines Märchens, dessen Wurzeln im Mythos sich erraten, dessen Vorstufen in Legenden sich aufzeigen lassen, wobei das Fruchtbarkeitsmotiv auf allen Stufen festgehalten wird, während Struktur und Tonalität sich charakteristisch verändern.

In Heft 1/2 des dritten Bandes (1959, 198 S.) begründet und belegt *B. E. Perry* seine These, dass das Buch von Sindbad seinen Ursprung nicht in Indien, sondern in Persien oder allenfalls im Nahen Osten habe. *M. Lüthi* publiziert und interpretiert die Vorläufer

des Grimmschen Rapunzelmärchens, das ohne Wissen der Brüder Grimm von einem stark zurechtgemachten französischen Feenmärchen des 17. Jahrhunderts abhängt. *H. Schwarzbaum* diskutiert "The Jewish and Moslem Versions of some Theodicy Legends" (ATh 759: scheinbar absurde Taten eines Heiligen werden erklärt) und stellt einen Stammbaum auf, der von talmudischen Elementen über christliche Legenden zum Koran und von da wieder zur jüdischen Legende führt. *K. Heisig* führt die französische Sagengestalt der Melusine auf orientalisch-hellenistischen Einfluss (zyprische Vermittlung) und einheimisch-keltische Motive zurück: Der Mensch ist zu schwach, um die (ursprünglich chthonische) Gottheit in ihrer wahren, überirdischen Gestalt zu erblicken.

Heft 3 (1960, 136 S.) beginnt mit einem nachgelassenen Aufsatz von *J. Amades*, der katalonische Rätselmärchen mitteilt und gruppiert. *O. Löbmann* setzt sich mit den Theorien über die Entstehung der Tannhäusersage auseinander; er leitet sie wie die analoge italienische Sibyllenbergsage von der keltischen Vorstellung einer verführerischen Göttin im Berge ab und weist auf die Wechselwirkung zwischen literarischer Überlieferung und mündlicher Lokaltradition hin. *J. R. Perkal* untersucht die offenbar in Polynesien wurzelnde Kettenerzählung von den Tieren, deren jedes die Schuld auf das nächste schiebt, wobei zuletzt der Ring sich schliesst, das letztgenannte Tier ist durch das erste erschreckt worden, der Ankläger erweist sich als der Schuldige: 'Clock-Tale'. (Ergänzend sei hier auf das ganz ähnlich strukturierte Gedicht Friedrich von Spees hingewiesen: Ein trauriges Gespräch, so Christus an dem Kreuz führet.) *J. Krzyżanowski* zeigt am Beispiel von 'We rule The World and we are Ruled by Women', wie Sprichwörter aus didaktischen Erzählungen sich herleiten lassen. *M. Bošković* stellt uns im westslowenisch-kroatischen Krsnik einen Widerpart des Hexers vor, einen Geschlechts- und Ortsbeschützer, Mensch wie der Hexer, in der Placenta geboren. Gegenüber den entweder abstrahierenden oder romantizierenden Aufzeichnungen des 19. Jahrhunderts erweist sich ein Beleg aus dem 17. Jahrhundert als verlässlicher! Völlig getreu sind freilich erst die heutigen Terrain-Aufzeichnungen, die aber leider auf schon degenerierte Erzählungen zurückgehen. So wird in dieser letzten Abhandlung ein Teil der Problematik der heutigen Forschungslage sichtbar.

Max Lüthi

Reidar Th. Christiansen, Studies in Irish and Scandinavian Folktales. Published for the Irish Folklore Commission. Kopenhagen, Rosenkilde and Bagger, 1959. VII, 249 S.

Vergleichende Märchenforschung, welche sich nicht nur mit der Feststellung von Motiven und dem Auftreten von Typen begnügt, sondern welche die gegenseitigen Beeinflussungen und die Wanderungen einwandfrei festhalten möchte, gehört zu den ausserordentlich schwierigen Aufgaben, weil die vorhandenen Erscheinungen in den meisten Fällen nur durch mehr oder weniger wahrscheinliche Hypothesen glaubhaft gemacht werden können. Mit bewundernswerter Objektivität geht Christiansen solchen Zusammenhängen in der Volkserzählung (Märchen, Legenden und volkstümliche Heldendichtung) zwischen der keltischen (irischen und schottisch-gaelischen) und der nordisch-skandinavischen (norwegischen, schwedischen, dänischen, isländischen, aber auch lapischen) Gruppe nach. Für die Balladen und Volkslieder ist von Anfang an kein Zusammenhang anzunehmen, teilweise aus geschichtlichen und teilweise aus politisch-nationalen Erwägungen. Es geht auch nicht darum, das Herkunftsland der untersuchten Märchen zu bestimmen, sondern nur um die Frage, welcher Art die Beziehungen zwischen dem Norden und den Kelten sind, sofern sie überhaupt nachgewiesen werden können. Geschichtliche Beziehungen sind ja da; sie sind sogar in der Zeit vom 7. bis zum 12. Jahrhundert besonders stark. Die Frage für Christiansen ist nun die, ob ein bestimmter Zusammenhang zwischen irischen (keltischen) und norwegischen (nordischen) Volkserzählungen besteht, der nur aus direkter Entlehnung erklärt werden kann, und der nicht etwa einfach durch Abwandlungen aus einer gemeinsamen Quelle gedeutet werden soll. Die Typen, welche Christiansen mit eingehendster Sorgfalt und mit treffenden Erläuterungen über die Erzählweise behandelt, sind: Drachentöter (Kampf eines Helden mit einem Drachen oder Riesen; verbunden mit dem Herz des Riesen im Ei und den Zwei Brüdern); Aufgaben und magische Flucht; Tierbraut (Maus, Ratte, Kröte als Braut; verbunden mit der Jungfrau

auf der Suche nach ihren Brüdern und dem Mann, der seine verlorene Frau wieder erlangen will); Zaubermühle (verbunden mit dem Zauberer und seinem Schüler, dem Meisterschmied und Hans ohne Furcht); die legendenähnlichen Erzählungen Freunde im Leben und Tod, Brücke ins Jenseits und Tod als Pate. In seiner behutsamen Art kommt Christiansen zum Schluss, dass es beinahe unmöglich sei, direkte Zusammenhänge zwischen der keltischen und der nordischen Gruppe nachzuweisen. Er macht aber die sehr wichtige Feststellung, dass bei derartigen Untersuchungen oft der Märchenerzähler selber zu wenig beachtet worden sei; denn jeder Märchenerzähler wolle gut erzählen, er werde also nach seinem Geschmack eine Geschichte wandeln, sie mit Motiven aus anderen Erzählungen ausstatten; diese Überlegungen können bei jedem Märchenerzähler in irgendeiner Gruppe bestimmend werden. Natürlich können, neben dieser Möglichkeit, Einheitlichkeiten und direkte Gleichheiten an ganz verschiedenen Orten aus der Kenntnis von Büchern (gedruckten Märchensammlungen) begründet werden; daneben spielt auch die mündliche Übertragung sicher eine grosse Rolle. Besondere Hervorhebung verdienen in Christiansens Studien die klugen und überzeugenden Bemerkungen zur nationalen Eigenheit der Märchentypen bei den verschiedenen, behandelten Völkern. Wildhaber

Will-Erich Peuckert, Hochwies. Sagen, Schwänke und Märchen aus den Karpaten. Mit Beiträgen von *Alfred Karasek*. Göttingen, Verlag Otto Schwartz, 1959. 217 S. DM 15.80.

Ein eigenartiges, in gewisser Weise einzigartiges, wertvolles Buch. Dem in der Not der Zeit zum Bauern gewordenen Wissenschaftler Peuckert erzählt beim Mähen, Futtermachen und an Sonntagen eine Handvoll Flüchtlinge von Strigen, unheimlichen Fröschen, weissen Frauen, allmählich kommen auch Märchen, Schwänke, historische Sagen dazu, und schliesslich steht der Erzählschatz des bis 1944 deutschsprachigen Hochwies, einer kleinen Sprachinsel in den slovakischen Karpaten, in seltsamer Unmittelbarkeit und Intensität vor uns. Die Geschichten, die durch eine Anzahl 1933/35 von Karasek aufgezeichnete Hochwieser Sagen ergänzt werden, sind schriftsprachlich wiedergegeben, aber Erzählweise und Tonfall der Sprecher sind deutlich spürbar. Neben vielen wirkungsvoll erzählten Geschichten stehen anspruchslose, einzelne hilflose, nicht nur in der Formulierung, sondern auch im Aufbau. Erzählungen von Unheimlichem stehen im Vordergrund; einige historische Sagen erinnern an die Türkenzeit, an Joseph II., während merkwürdig wenig von den beiden Weltkriegen die Rede ist (was sich nur teilweise durch den Reliktcharakter der abgelegenen Sprachinsel erklärt). Besonders eindrücklich werden die Vorstellungen vom Lintwurm, von Hexen, wiederkehrenden Toten, Lichtmannen. Staunen und Angst dominieren, manche Stücke sind repräsentativ für die Keimform der Sage. Daneben viel Ätiologisches und Schwankhaftes. Die Mehrzahl der wenigen Märchen stammt von einem Erzähler, dessen lebhaftes, aber unklare Phantasie ihren eigenen Reiz hat.

In Einleitung und Anmerkungen scheidet Peuckert deutsche und slavische Züge, charakterisiert seine Erzähler (während Karaseks Notizen über die seinen leider verloren sind), macht auf Parallelen aus der Nachbarschaft aufmerksam (so dass sich eine westkarpatische Sagenlandschaft abzeichnet) und ordnet die Märchen, soweit es möglich ist, den Aarne/Thompsonschen Typen und Bolte/Polivkas Nummern zu; weitere Motiv-, Typen- und Parallelenhinweise (auch zu den Sagen und Schwänken) gibt Kurt Ranke in seiner Besprechung *Fabula III* (1960) S. 319f. Einzelne Vermutungen über Abkunft aus Lesebuchgeschichten würde man gern vermehrt sehen. Im ganzen dominiert das mündlich tradierte Erzählgut, dessen Themen durch ein nach Natursagen, Sagen und Märchen/Schwänken getrenntes Sachverzeichnis vorzüglich erschlossen werden. Max Lüthi, Zürich

Sorbische Sagen. Eine Auswahl für Kinder. Ausgewählt und bearbeitet von *Erich Schneider*. Bautzen, VEB Domowina-Verlag, 1960. 86 S., ill.

Das vorliegende Heft will nicht eine erschöpfende oder systematische Sammlung sorbischer Sagen sein; es ist für den heimatkundlichen Schulunterricht bestimmt. Die Auswahl richtet sich daher nach pädagogischen Prinzipien (in der volksdemokratischen Bedeutung des Wortes). Die Sagen sind zum Grossteil Übersetzungen aus der seltenen Sammlung von Adolf Černý (1890–1898); sie sind gut wiedergegeben unter Wahrung des ein-

fachen Erzählstiles. Beinahe alle Sagentypen (die Hexensagen sind bewusst weggelassen) sind in einigen guten Beispielen vertreten: Riesen, Pest, Schätze, Zwerge, Waldfrau, Mittagsfrau, Irrlicht, Wassermann, Schlange, Kobold, Drache, Teufel, Pumphant. Wo die Anmerkungen des Herausgebers sachlich bleiben, sind sie für Kinder berechnet; wo sie politisch-zweckgebunden sind, werden sie rührend-dumm (anstelle der Koblode hat man heute die Maschinen!); man übersieht sie am besten und freut sich über die Bereicherung unserer Kenntnis der sorbischen Sagen, von denen wir ohnehin nicht allzu viel wissen.

Wildhaber

Gustav Grannas, Volk aus dem Ordenslande Preussen erzählt Sagen, Märchen und Schwänke. Marburg, N. G. Elwert Verlag, 1960. 160 S., 1 Bildtafel, 1 Karte. (Schriften des Volkskunde-Archivs Marburg, 8).

Das Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung in Marburg stellt sich mit seiner Schriftenreihe, die wir der Initiative Gottfried Henssens verdanken, immer mehr in den Vordergrund der wissenschaftlichen und zuverlässigen Herausgabe wertvollen Erzählgutes. Gustav Grannas, der diesen neuen Band zusammenstellte, hat sein Erscheinen nicht mehr erlebt; er ist 1959 gestorben; Erhard Riemann schildert im Vorwort sein volkskundliches Wirken und zugleich sein Lebensschicksal – das Kriegsschicksal eines Ostpreussen – und das Schicksal seiner Bücher. 1957 gab Grannas als Band 6 der Marburger Schriftenreihe «Plattdeutsche Volkserzählungen aus Ostpreussen» heraus. Den vorliegenden Band betrachtet er selbst als Fortführung dieser früheren Sammlung. Er leitet ihn noch ein mit einer Schilderung von Glaubensvorstellungen und Bräuchen seiner Heimat, welche mit dem Tod zusammenhängen, und will damit das Verständnis für einige seiner Erzählungen erleichtern. Zuerst bringt er Sagen: Nachtmahr, Werwolf, Hexenmeister Radzuweit, Teufelsagen, Irrlicht, Wiedergänger und Ortssagen. Nachher folgen Märchen und Legenden (Ursprungs-, Tier-, Zauber- und Rätselmärchen). Den Beschluss bilden allerhand Schwänke und Schnurren; wir hören vom Alten Fritz, vom Schildbürgerort Domnau und von Pfarrerschwänken. Köstlich erzählt ist der Schwank vom Schwerhörigen, der sich sein Gebrechen nicht anmerken lassen möchte und sich deshalb vorher überlegt, welche Fragen sein Besucher stellen könnte, und der dann, unbekümmert um die in Wirklichkeit gestellten Fragen, seine vorpräparierten Antworten serviert. Biographische Angaben der Gewährsleute, ein Wortverzeichnis zu den Texten und ein verdankenswertes Typenverzeichnis (nach Aarne-Thompson) verleihen der schönen Sammlung noch erhöhten Wert.

Wildhaber

Studies in Biblical and Jewish Folklore. Bloomington, Indiana University Press, 1960. Hrsg. von *Raphael Patai*, *Francis Lee Utley*, *Dov Noy*. VII, 374 S. (Indiana University Folklore Series, 13 = Memoir Series of the American Folklore Society, 51).

Biblische und jüdische Volkskunde sind zwei eminent bedeutsame Gebiete für eine ganze Menge von Fragen und Problemstellungen der vergleichenden Volkskunde; wie bedeutsam sie sein können, wird einem so recht klar bei der Lektüre dieses schönen, sorgfältig edierten und wohl abgewogenen Sammelbandes, der 16 kleinere und grössere Abhandlungen vereinigt. Der in Amerika ausgebildete und heute in Israel tätige und alle volkskundlichen Sparten emsig fördernde Dov Noy legte den Grundstein zu diesem Plan. Wir haben allen Grund, ihm hierfür dankbar zu sein; denn wir erhalten damit eine moderne Einführung in einen Themenkreis, der von der europäischen Volkskunde nicht allzu oft angeschnitten wurde. Es handelt sich nur um Studien – wie es der Titel klar besagt – welche aus der Fülle einige Themen ausführen: Sie sind übersichtlich in fünf Gruppen geordnet. Wir greifen – ohne damit eine Wertung vornehmen zu wollen – einige heraus. Zuerst deutet Stith Thompson in wenigen, prägnanten Sätzen die Wichtigkeit der Volkskunde des Nahen Ostens an; darauf folgt die methodisch bedeutsame Abhandlung von Raphael Patai, welcher den Begriff der «jüdischen» Volkskunde zu umreißen versucht; die Grundlagen hierfür bilden weder eine gemeinsame Sprache noch eine geographische Einheit, sondern die gemeinsamen religiösen Traditionen; im Gegensatz zu den Juden stehen etwa die Zigeuner mit gleicher Sprache oder die Armenier mit gleicher Sprache

und mit zwei Religionen. Die zweite Gruppe bringt Aufsätze zu biblischer Volkskunde; Haim Schwarzbaum geht jüdischen und mohammedanischen Quellen des Schöpfungsmythus nach; Francis Lee Utley schildert mit glänzender Dialektik die Bedeutung von Noah (und seiner Frau und dem Teufel) für die Wissenschaft, die Ideengeschichte, die Bildende Kunst, die Volkskunde, die Dichtung und Mythologie. Eine recht vergnügliche Lektüre bietet uns Richard Dorson mit seiner Sammlung jüdisch-amerikanischer Dialektgeschichten, welche er auf Band aufgenommen hat; teilweise sind sie recht derb, teilweise gleiten sie über in die metaphysische Sphäre. Warren E. Roberts bringt eine spaniolisch-jüdische Fassung der Frau Holle; von Marie Campbell stammt die Studie über «Die drei Ratschläge des Vogels». Eine grössere Gruppe von Arbeiten behandeln Einzelthemen über jüdische Volkslieder, Liebes- und Brautlieder. Aufschlussreich und weiterweisend sind die drei Aufsätze des letzten Abschnittes «Jüdischer Brauch und Glaube». Mordecai Bernstein berichtet von zwei sehr alten (1474 und 1508) yiddischen «Rezeptbüchern» der Württembergischen Nationalbibliothek in Stuttgart, welche bisher nicht beachtet wurden; er bringt eine (ins Englische übersetzte) Auswahl von solchen «Rezepten» (ca. 100 von 1252) aus einem Codex und sagt leider nur, dass der zweite Codex sicherlich von gleichem Interesse sein dürfte. Aus eigenen Sammlungen steuert Wayland D. Hand gut belegtes Material zu Glaubensauffassungen der jüdischen Bevölkerung von Los Angeles bei. Den Beschluss macht eine methodisch und soziologisch interessante Studie von Beatrice S. Weinreich über die Amerikanisierung des Passover-Festes; wir gewinnen auf Grund des vorgelegten Enquête-Materials einen Einblick in die Um- und Weiterentwicklung eines Festes unter neuen Einflüssen; es werden also die modernen Probleme der Urbanisation und Akkulturation anhand eines Spezialfalles aufgewiesen. Wildhaber

Bergreihen. Eine Liedersammlung des 16. Jahrhunderts mit drei Folgen. Herausgegeben von *Gerhard Heilfurth, Erich Seemann, Hinrich Siuts* und *Herbert Wolf*. Tübingen, Max Niemeyer Verlag, 1959. XX, 291 S., 6 Abb. (Mitteldeutsche Forschungen, 16).

Die Liedtextsammlung «Bergreihen», deren erster Teil 1531 bei Wolfgang Meyerbeck in Zwickau und in der Folge 1533 in Zwickau, 1536, 1537 und 1574 in Nürnberg vermehrt erschien und einen zweiten und dritten Teil erhielt, eröffnet die Reihe der Liedtextdrucke in gesammelter Form im 16. Jahrhundert. Hatten andere derartige Sammlungen, so die Liederbücher aus Antwerpen 1544, aus Frankfurt 1580, 1582 und 1584, aus Köln 1580, aus Erfurt 1618 im wesentlichen örtlichen Charakter, so waren die Bergreihen auf den Berufsstand der Bergleute ausgerichtet, die hier als liederempfänglicher Teil des Volkes erscheinen. Allerdings nehmen nur zwei Lieder der ursprünglichen Sammlung Bezug auf das Berghandwerk, doch lassen die Erweiterungen der späteren Auflagen und zusätzlichen Teilen erkennen, wie die Singtradition dieser berufsständischen Sängerguppe sich festigte und auch mehr den eigenen Stand zu Worte kommen liess.

Die erste Ausgabe von 1531 besteht aus einem Kern von 27 Liedern, die alphabetisch geordnet sind und einem Anhang von neun weiteren. J. Meier, der diesen ersten Teil 1892 in den «Halleschen Neudrucke» ediert hat, vermutete im Kern eine nicht erhaltene vor 1531 erschienene Ausgabe. Dieser erste Teil enthält mehrheitlich Liebeslieder, auf welche die Bezeichnung «Reihe» mit dem ursprünglichen Sinn von Tanzlied wohl am ehesten passt, daneben drei geistliche, vier Erzähllieder, zwei Lieder von Schlemmern und von der Fasnacht. Vergleicht man damit den Inhalt anderer Liederbücher des 16. Jahrhunderts, etwa jener Sammlungen, die das Liederrepertoire der kaiserlichen oder der bayrischen oder brandenburgischen Hofkapelle enthalten, so ist der Unterschied, sieht man vom ausgesprochenen Hoflied ab, nicht merklich. Auch unter den Bergreihen findet man Meistersingerliches und Humanistisches und manches klingt mehr papieren als spontan liedmässig. Ausgesprochen Ländliches fehlt, und der Bauernstand ist durchaus Gegenstand des Spottes. Von den Dichtern, die gelegentlich im Texte sich selbst nennen, sind mit der einen Ausnahme von Hans Sachs (I 26, II 29) wohl alle unbekannt. Die anonymen Bezeichnungen der Sänger nach ihrem Beruf weisen auf die bürgerliche Sphäre hin (Reiter, Landsknechte, Drucker, Fechter, Studenten und mehrmals Bergleute). Durch das Ganze geht ein Zug zum Aktuellen, der sich in den politischen, den Glaubenswandel

und den wirtschaftlichen Wandel betreffenden Liedern kundtut. Selbst im Liebeslied überwiegt das Individuelle und manchmal Gekünstelte.

Die gedrängten Anmerkungen zu dieser sehr erwünschten Gesamtausgabe der als frühe Liedtextquelle so wichtigen Bergreihen geben Auskunft über die ältere und jüngere Überlieferung der Lieder, über die Kontrafakturen und die Verbreitung der Töne, auf die diese Lieder zu singen waren, und regen an zu mancherlei Betrachtungen. So lassen sich beispielsweise Hinweise auf das Liederrepertoire der Schweiz im 16. Jahrhundert gewinnen. Eine analoge schweizerische Sammlung aus dem 16. Jahrhundert gibt es zwar nicht. Dagegen war die Schweiz ein günstiger Boden für die Ausgabe einzelner Liedblätter. Die vorliegende Ausgabe nennt 67 solcher Flugblätter aus schweizerischen Fundorten (Bern, Basel, Lausanne, Luzern, St. Gallen, Winterthur und Zürich), darunter 32 Schweizerdrucke und ausserdem 26 ohne Druckort-Angabe, sowie 13 aus schweizerischen Handschriften. Allein aus den Beziehungen zu den Bergreihen liesse sich so eine schweizerische Liedersammlung des 16. Jahrhunderts gewinnen, die folgende Lieder umfassen würde: Geistliche Lieder: «Hilf Gott, dass mir gelinge», «Lobt Gott, ihr frommen Christen», die historischen Lieder auf 1543 bzw. 1544, beide mit dem Anfang «Fröhlich so will ich singen»; fünf Erzähllieder «Ich stund an einem Morgen», «Junckfrewlin, sol ich mit euch gan», «Wer ich ein wilder Falcke», «So wünsch ich ihr ein gute Nacht», «Es jagt ein Fraw einen Hirschen», sechs Liebeslieder: «Der Sommer fart von hinnen», «Lieblich hat sich gesellet», «Er ist der Morgensterne», «Von deinewegen bin ich hie», «Sie ist meins gmüts ein Trösterin», «Wol kompt der Mai», und die drei Schlemmer- und Fastnachtlieder: «Fuchswild bin ich», «Wo soll ich mich hinkehren», «Nur nerrisch sein ist mein Monier».

A. Geering

Schwäbische Weihnachtsspiele. Herausgegeben von *Hermann Bausinger*. Mit Beiträgen von *Willi Müller*, *Josef Lanz* und *Wilhelm Kutter*. Stuttgart, Silberburg-Verlag, 1959. 184 S., 12 Bildtaf. (Schwäbische Volkskunde, N.F. 13).

Es gibt so gewisse Schlagworte in der Volkskundeforschung: «Frisia non cantat», «Die Alemannen haben kein Volksschauspiel» usw. Aber es ist immer nur der Mangel der Forschung, der dahinter steckt. H. Bausinger hat schon etliche Breschen für eine neue Volkskunde des alemannischen Raumes geschlagen. So auch hier in einem besonders reizvollen, liebenswerten, notwendigen und ergebnisreichen Buche über die «Schwäbischen Weihnachtsspiele». Diese Wertschätzung nicht zuletzt auch wegen der tiefen Erkenntnisse der historischen Grundlagen jenes alemannischen Volksschauspiels der Barocke, dessen verpflanzte Spätwirkungen wir noch im allerletzten Nachglanze als die unglaublich spielfreudige Volksschauspiellandschaft der Donauschwaben durch A. Karasek-Langer, durch Josef Lanz und manche andere als Dokumente der geistigen Volkskultur noch im Niederbrechen erkennen durften. H. Bausinger hat sich für das vorliegende Buch ein gutes Mitarbeiter-Gespann ausgewählt. Willi Müller hat als Beilage zu Archivakten «Das Steinheimer Weihnachtsspiel von 1688», einen württembergischen protestantischen Spieltext entdeckt und herausgegeben, wie er 1719 für den (allerdings verbotenen) Heischeumgang durch «arme Burgers Knaben» zusammengestellt worden war. Schon hier liegen, kulturgeschichtlich und brauchtypologisch gesehen, Parallelen zum bairisch-österreichischen Raume vor: Kurztexte mit Liedern zum Umzug während der Festzeit. Der ausgezeichnete Erforscher des ungar- und galiziendeutschen Volksschauspiels, Josef Lanz, steuert dem Buche ein «Branauer Bethlehemspiel» aus der Schwäbischen Türkei (Branau = Baranya!) mit Texten, Melodien und eingehender Spielbeschreibung (Gestik, Mimik, Kostüme, Sprechrhythmus) bei (S. 47–68).

Der Hauptteil des Buches gilt der breitangelegten Studie von H. Bausinger über «Weihnachtsspiele der Barockzeit» (S. 69–126). Was sich bisher an Spielnotizen, Textfragmenten usw. aus Alt-Württemberg erheben liess, ist hier ebenso zusammengestellt wie jenes aus dem Sonderspielkreis der «Umgangsspiele aus dem katholischen Südwesten», also dem Sternsingerbrauchtum in Süd-Baden. Im Abschnitt über «Weihnachtsspiele in den Klöstern» verwundert sich Bausinger (S. 87) mit Recht über die Spärlichkeit der Daten, gemessen an der Lebendigkeit des Spielbrauches im Umkreis der bayrisch-österreichischen

Klöster. Aber er weiss auch, dass hier nur intensive Durchforschung der Stiftsannalen, Klosterchroniken und Jesuitendiarien weitere Aufschlüsse bringen kann. Das hatte einst Leopold Schmidt mit Erfolg getan und damit ein stur beibehaltenes Schlagwort von der «Bodenständigkeit» gewisser Weihnachtsspielszenen in Mitteleuropa zu Fall gebracht. Meine eigenen Untersuchungen gerade an Diarien und Chroniken der Gegenreformation bzw. der schon früher einsetzenden Barockisierung unserer süddeutschen Spielwelt haben die These von L. Schmidt über den romanischen Ursprung des «Hirtenschlafes» in den mitteleuropäischen Spielen durch vielfach vermehrte Belegdichte erhärtet und ausgebaut. Gleiches dürfte sich auch in Südbaden erweisen lassen, zumal dann, wenn stärker als bisher auch für das Volksschauspiel noch des 18. Jahrhunderts die Traditionen des alten «Vorderösterreich» mit einbezogen werden. Für das «Rottweiler Krippenspiel» hat Bausinger diesbezüglich schon kräftig vorgearbeitet. Für «Das Illertisser Hirtenspiel oder Gori-Lied», dem Wilhelm Kutter nachgegangen ist (127–156) liegt nicht nur der Zusammenhang mit jenen alpenländischen Hirtenspielen Österreichs nahe, die als Flugblattliedtexte zu Tausenden ins Volk geflattert sind, sondern doch wohl auch die Frage, inwieweit nicht hier österreichische Soldaten als Vermittler donau-, alpenländischen und vorderösterreichischen Spielbrauches hinsichtlich Textwahl und Spielgestaltung angenommen werden müssen. Es entspricht durchaus Bausingers immer den Gegenwartsproblemen zugewandter Forschungsweise, wenn er (S. 157–179) auch noch seine klugen Bemerkungen über «Weihnachtsspiel und Weihnachtstheater» aus dem Bereich der Gegenwarts-Spielpflege in Schwaben, gesehen von den «Vereinen» aus, anfügt; Vereine nicht nur als Träger des Theaterspielens, sondern einer ausserkirchlichen Weihnachtsfeier überhaupt.

Leopold Kretzenbacher

Jobanna Evrard, Le Noel patois dans le domain français. Extrait de Romanica Gandensia (Gand) 4 (1956) 81–124.

Im Gegensatz zu den Weihnachtsgesängen in der französischen Literatursprache, die vor allem lyrisch gehalten sich mit dem Mysterium der Menschwerdung befassen, bieten die Patoislieder eigentliche kleine Szenen zwischen den Engeln und Hirten, zwischen den Hirten beim Aufbruch nach Bethlehem u.ä. und zeichnen sich durch ihren heitern Realismus aus, der in zahlreichen lokalen Anspielungen zum Ausdruck kommt. Die frühesten Beispiele aus handschriftlichen und gedruckten Quellen stammen einerseits aus der Provence (1450) mit Liedern von R. Férand, andererseits aus Poitou mit solchen von J. Tisserant (1485). Das Bedürfnis nach solchen Liedern für Weihnachten scheint im 15. Jahrhundert allgemein gewesen zu sein, und es fällt zusammen mit der letzten Phase des mittelalterlichen Mysterienspiels in Frankreich und mit dem Aufkommen der im 16. Jahrhundert überhandnehmenden Krippenspiele. Das mundartliche Weihnachtslied hatte in Poitou und Anjou seinen frühen Erfolg und erst später zwischen 1650 und 1780 verbreiten sie sich über das ganze gallo-romanische Gebiet mit Ausnahme einer stillen Zone um Paris.

Die Bestimmung dieser Lieder besteht darin, den Weihnachtsabend im Familienkreis zu verschönen; doch erheitern sie auch die Messefeier am Weihnachtstag. Neben vielen anonymen Liedern stammt doch die grösste Zahl von bekannten Autoren, Geistlichen, Advokaten, Apotheker, Seiler, deren Lieder in einem letzten Kapitel kurz charakterisiert werden.

Die verdienstvolle und gut dokumentierte Arbeit ist ergänzt durch eine sehr willkommene Bibliographie der Texte und der Studien über den Gegenstand. Vermisst man darin auch Arbeiten wie A. Rossats, Chants patois Jurassiens (SAVk 3, 1899) und Rossats und Piguets, Les Chansons populaires recueillies dans la Suisse Romande (Bâle 1930), so ist man doch für diesen Wegweiser durch die Literatur zum Weihnachtslied im Patois dankbar.

A. Geering

Leab Jackson Wolford, The Play-Party in Indiana. Edited and revised by W. Edson Richmond and William Tillson. Indianapolis, Indianapolis Historical Society, 1959. Seite 103–326, Abb.

Das Buch ist die dritte Auflage einer 1915 als Master's Thesis der Universität von Chicago entstandenen und 1917 erstmals erschienenen Arbeit. Die Verfasserin hat 58 Play-Party-Spiele in Ripley County im südlichen Teil Indianas gesammelt. Die Play-Party ist eine gesellige Veranstaltung der ländlichen Jugend von 13 bis 22 Jahren, bei welcher Ringelreihen in der Art unseres Picoulet aufgeführt werden. Diese Parties werden meist im Sommer, zuweilen auch im Winter in den oft weit voneinander entfernten Farmen abgehalten. Es finden etwa zwei Parties pro Woche statt, bis jede Familie der Gegend ihren Abend gehabt hat. Sie sind gewissermassen der Ersatz für den aus religiösen Gründen verpönten Tanz. An diesen Spielen nimmt jedoch, obwohl es z.T. Werbe- und Kuss-spiele sind, niemand Anstoss, da die Tradition sie sanktioniert hat. Ihre einfache Art – es bedarf dazu keiner Musikinstrumente – macht wahrscheinlich, dass sie schon zur Pionierzeit vorhanden waren und vermutlich von den Einwanderern aus Europa mitgebracht worden sind.

Der Text besteht in einer Reihe der mitgeteilten Spiellieder lediglich aus Tanzanweisungen. Andere enthalten Zeilen oder Bruchstücke von Volksliedern. Die Melodien sind meist englischen, schottischen und irischen Ursprungs, daneben findet sich auch Französisches – die Marlborough-Melodie dient zwei verschiedenen Play-Party-Spielen – und deutsche Anklänge (z.B. «Was kommt dort von der Höh») fehlen nicht. Andere Melodien sind auf verbreitete Motive gebaut, die im Kinderlied aller Völker vorkommen, wieder andere entstammen dem Repertoire der amerikanischen Negersänger aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von dem an Ripley angrenzenden Switzerland County ist weder in den Melodien noch in den Texten eine Spur zu finden. Die melodischen Anklänge an unsere alten Schweizermärsche (S. 198 und 228) mögen darauf beruhen, dass darin eine gemeinsame englische, bzw. schottische Quelle durchsickert. Das Nachwort der Herausgeber der neuen Auflage sammelt die Zeugnisse für die Verbreitung der Play-Parties in Indiana, Tennessee und Kentucky und für ihr Alter. Die frühen Belege reichen in die Zeit vor dem Amerikanischen Bürgerkrieg zurück. Die Melodien stammen z.T. aus dem 18. Jahrhundert und als früheste Quelle ist Playfords Dancing Master (1650) genannt. Auf diese Zeit deutet nach Wolford auch der Umstand, dass in der einzigen äolischen Melodie, die nachgewiesen ist, der Leitton fehlt. Der Erfolg des Buches beruht nicht zuletzt auf den Anregungen, die es den Tanzgruppen in den ganzen Vereinigten Staaten gegeben hat. Instruktive Zeichnungen ergänzen die Spielanweisungen und dienen dem Buch zum Schmuck.

A. Geering

Felix Hoerburger, Die Zwiefachen. Gestaltung und Umgestaltung der Tanzmelodien im nördlichen Altbayern. Berlin, Akademie-Verlag, 1956. X, 195 S. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, 9). DM 32.50.

Die bayrischen Zwiefachen haben die Eigentümlichkeit, dass im gleichen Tanz Walzer- und Drehschritte abwechseln und dem entsprechend in ihren Melodien sich Dreiviertel- und Zweiviertel-, bzw. Viervierteltakte mischen. Hoerburger unternimmt es, die Zwiefachenmelodien, soweit sie bisher festgehalten wurden, in eine musikalische Ordnung zu bringen, die sowohl die Gestaltung als die für die Volksmusik im allgemeinen und für die Zwiefachen im besondern so wichtige Umgestaltung erfassen kann. Er geht dabei von der Erkenntnis aus, dass in diesen Tanzweisen das Melodieprofil nicht ausschlaggebend ist für die Verwandtschaft, da viele dieser Tanzmelodien kein individuelles melodisches Gesicht haben, sondern sich aus Spielformeln zusammensetzen, die von einer Gruppe von Melodien in andere übernommen werden. Massgebend ist vielmehr das Klangschemata, der harmonische Wechsel, das als feststehender Rahmen für das Spiel der Formeln dient, sodann die rhythmische Gestalt, d.h. der Wechsel der Taktarten, wogegen das Profil der Melodie erst in die letzte Linie rückt.

Mit diesem Vorgehen ergänzt der Verfasser in sehr erwünschter Weise die Typologie des europäischen Volksgesanges, die wir Walter Wiora verdanken, und weist den Weg zur sachgemässen musikalischen Ordnung auch anderer Tanzweisen, sodann von Jodeln,

Alphornweisen und ähnlichen volksmusikalischen Erscheinungen, mit denen Improvisation verbunden ist.

Die Zwiefachen werden durch Hoerburger zunächst in symmetrische und asymmetrische Formen gruppiert und für jede dieser Abteilungen die Klangmodelle (Harmoniefolgen) zur weiteren Ordnung herangezogen. Innerhalb der den einzelnen Klangmodellen zugeteilten Melodien wird nach der rhythmischen Abfolge und schliesslich nach melodischen Zügen weiter gruppiert. Die so gewonnene, einleuchtende Ordnung wird an einer Sammlung von 112 Zwiefachenmelodien erprobt. 26 synoptische Melodietafeln erweisen die wichtigsten musikalischen Zusammenhänge und verwandtschaftlichen Beziehungen unter den Melodien. Hoerburger versucht sodann das Verbreitungsgebiet der Zwiefachen abzustecken und verschiedene Landschaftsteile für die Gebiete (Niederbayern–Oberpfalz–Hallertau, nordöstliche bayrische Pfalz, fränkischer Jura und Böhmen) zu charakterisieren.

A. Geering

Hans Moser, Chronik von Kiefersfelden. Rosenheim, Verlag des Stadtarchivs, 1959. 742 S., 42 Abb. und zahlreiche Zeichnungen im Text. (Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Stadt und des Landkreises Rosenheim, 3).

«Chronik» nennt sich dieses eigenartige und einzigartige Werk über den sonst wenig bekannten Ort zwischen Kaisergebirge und Inn. Der voluminöse und schön ausgestattete Band lässt sich nicht einreihen in die epidemisch sich ausbreitende Legion der Ortsgeographien; aber ebensowenig ist es eine der leider noch seltenen volkskundlichen Ortsmonographien. Der volkskundliche Standpunkt ist zwar das Belebende und das Besondere des Buches; sein Aufbau aber ist historisch. Das bei aller quellenmässigen Sachlichkeit spannende Epos will «die Gesamtentwicklung [des Ortes, nicht der Weltgeschichte!] von Jahrhundert zu Jahrhundert nachzeichnen»: von den ältesten Zeiten bis zum traurigen Fazit des letzten Krieges mit dem dramatischen Ablauf der kampflosen Übergabe an die Amerikaner, mit den langen Gefallenenlisten, mit dem Wiederaufbau, der aufkommenden Fremdenindustrie, der Einweihung des neuen Schulhauses ... Alles – und das ist das Volkskundliche an dieser Geschichtsbetrachtung – «ist nicht von der Herrschaft her, sondern auf die Bevölkerung hin gesehen». Der Held dieser Chronik ist der unbekanntere Kiefersfelder, der aus der Fülle der grossenteils für den Fachhistoriker unbedeutenden Urkunden spricht, den Urkunden, die niemand besser im wahren Geist der Zeiten zum Sprechen zu bringen versteht als Hans Moser, dessen Namensvorfahr z. B. höchst lebendig 1590 als Fischer am Inn aus den Akten ersteht, nicht gerade als Tugendbold, denn von diesen einfachen Leuten haben meist nur die Gerichtsakten ein Porträt entworfen, das dann der Plastik nicht entbehrt. Nicht nur die «Ereignisse» (die das «Volk» meist nur leidend erlebt) will der Verfasser schildern, sondern ebenso die «Zustände». Daraus ergibt sich ein zwischen Fortschreiten und Verharren reizvoll wechselnder Erzählrhythmus. Das Volkskundliche im engeren Sinn ist durch das Register da und dort zusammensuchen; aber ganze Kapitel berichten zusammenhängend vom Hausbau, vom Lebenslauf und natürlich auch vom Volkstheater; denn von hier aus, von des Verfassers Dissertation über «Das Volksschauspiel zu Kiefersfelden» entsprang seine fast lebenslange Beschäftigung mit diesem Ort, der dadurch ein Denkmal erhalten hat, wie es in dieser volkskundlich-historischen Methode und besonders in diesem Stil und Gehalt keinem andern Ort zuteil wurde.

Richard Weiss

Vilko Novak, Slovenska ljudska kultura [Slowenische Volkskultur]. Ljubljana 1960. 322 S., davon 50 S. französische Zusammenfassung, 92 Abb.

Slowenien hat innerhalb des jugoslawischen Staatsgebietes nicht nur seine ausgeprägte Eigenart, sondern es besitzt an der Universität, der Akademie und dem Museum in Ljubljana auch einen sehr tätigen ethnographischen bzw. volkskundlichen Forschungsstab. Namen wie die von Ivan Grafenauer, Niko Kuret, Milko Matičetov, Boris Orel und der des Verfassers, der die Volkskunde an der Universität vertritt, sind auch im Ausland bekannt geworden; doch sind die meisten ihrer Arbeiten in slowenischer Sprache verfasst. Somit entspricht der vorliegende Überblick, als der erste in seiner Art, nicht nur einem in-

ternen Bedürfnis; vielmehr wird das knappe und nützliche Buch durch die ausführliche französische Zusammenfassung, sowie durch Bilder und Bibliographie, dem sprachfremden Fachmann und dem interessierten Laien einen höchst willkommenen Einblick in die Volksforschung und das Volksleben der kleinen und doch so selbstbewussten Nation geben.

Vilko Novak, der sich an die nicht leichte Aufgabe eines solchen Leitfadens gewagt hat, skizziert zuerst die Forschungsgeschichte, welche für Slowenien notwendigerweise mit dem unerschöpflichen Werk des Freiherrn von Valvasor («Die Ehre des Erzherzogtums Krain») beginnt und mit der gegenwärtigen weitverzweigten Volksforschung (narodopisje) schliesst. Eine historisch-kulturgeographische Analyse der slowenischen Volkskultur (altslawische, alpine, mediterrane, pannonische Schicht, und die entsprechenden geographischen Zonen) variiert und präzisiert früher geäusserte, z.T. linguistisch unterbaute Theorien des Verfassers. Der stoffliche Teil, d.h. die Darstellung der Lebensformen mit den zugehörigen Kulturgütern, beginnt mit den herkömmlichen Wirtschaftsarten und ihren zugehörigen Sachgütern: Relikte aneignender Wirtschaft, ferner des Fischfanges und der Jagd, mit den Bilchenfallen (Abb. 4), welche schon bei Valvasor als eine krainische Spezialität ausführlich behandelt werden. Charakteristischer als der Ackerbau, für dessen Randlage die häufigen Getreideharfen oder -histen (kozolec) (Abb. 11, 49, 50) sprechen, ist im alpin-voralpinen Gebiet die Viehzucht mit einer wahren Musterkarte alpwirtschaftlicher Formen, deren Erforschung in früheren und künftigen Publikationen das besondere Anliegen und Verdienst des Verfassers ist. Nach der Betriebsform gibt es Alpen mit Einzelsennerei und solche mit Genossenschaftssennerei, nach Eigentumsrecht solche mit Privatbesitz und solche mit Gemeindebesitz, neuerdings mit «Volkseigentum», Gebiete mit Grossviehalpen und solche mit den altertümlichen Kleinviehalpen (oberes Sočatal, Bovec, Trenta), Schafalpen mit Schafkäserei, während die Ziegenzucht seit dem Weidverbot von 1950 zurückgegangen ist; doch hat im obern Sočatal der Kuhhirt den Namen «kozar» (Geisshirt) bewahrt. Die Transhumance zwischen den Julischen Alpen und Istrien oder Friaul gehört ebenfalls der Vergangenheit an. Besondere, z.T. sehr form-schöne Wirtschafts- und Wohngebäude zeichnen die verschiedenen Alptypen und Alpregionen aus. Unvergessliche Bilder bieten die mit kunstvollem Gefieder von Schindeln gedeckten Hüttendörfer mit Einzelsennerei in den Alpen um den Wocheinersee (Bohinj) (Abb. 2, 18, 19). Die Bienenzucht, mit der schon zu Valvasors Zeiten vielgerühmten Krainerbiene, ist nicht nur wirtschaftlich bemerkenswert, sondern sie hat in den mit Motiven aus der Volkliteratur bemalten «Bienenbrettchen» einen blühenden Zweig der Volkskunst hervorgebracht, der neustens zu (gefährlichen) musealen und sammlerischen Ehren gelangt ist.

Im Bereich von Verkehr und Fortbewegungsmitteln bietet Slowenien – und zwar gerade nicht das alpine Gebiet, wo der moderne Ski früh dominiert, sondern Unterkrain – Primitivformen des Skis (Abb. 36) und dazu auch Schneereifen. Die Hausformen Sloweniens zeichnen als Leitformen beispielhaft die vier Kulturzonen Sloweniens ab: Im Osten herrscht das pannonische Haus (mit Strohdach und Lehmverputz über Holz), im Norden das alpine Haus (mit Schindeldach und Blockbau), im Westen das mediterrane Steinhaus und im Süden Formen, die zu den benachbarten kroatischen Haustypen überleiten. Schliesslich zeigt sich auf den Gebieten des Brauches, der Volksmusik und der Volkliteratur die Brückenstellung Sloweniens: Alpine und deutsche Eigentümlichkeiten und Einflüsse aus der jahrhundertelangen Habsburgerzeit berühren sich mit den gedämpften Ausläufern südslawischen Temperamentes, mit den Totenklagen, mit den Balladen, von denen die bekanntesten um den Königssohn Marko (Kraljevič Marko) und um König Matthias, nämlich Matthias Corvinus, sich drehen, oder um die Schöne Vida (Lepa Vida), oder um die Sarazenen-, Türken- und neuern Kriege, an denen es diesem Lande nie gefehlt hat. In der weisen Auswahl des Kenners wird in knapper Form sehr vieles geboten, das vom alpinen Randgebiet her zum weitem Eindringen in die Welt der Südslawen lockt.

Richard Weiss

Oskar Loorits, Grundzüge des estnischen Volksglaubens, III, Heft 2, S. 417–691. Uppsala, A.-B. Lundequistska Bokhandeln, 1960. (Skrifter utgivna av Kungl. Gustav Adolfs Akademien, 18:3:2).

Mit dem vorliegenden Heft hat Loorits sein grosses Werk glücklich beenden können. Das Wort «glücklich» trägt in diesem Fall noch eine besondere Note; man muss das Nachwort von Loorits lesen, in welchem er berichtet, wie ihm, dem Exilierten, politische Widersacher in gemeinster Weise sein druckfertiges Register aus der Schublade seines Arbeitstisches in der Universitätsbibliothek gestohlen haben. Wir wollen ihm Dank sagen, dass er trotz aller Widerwärtigkeiten den Mut nicht verloren hat; denn hier ist eines der wirklich bedeutenden, wissenschaftlichen Werke über das weite Gebiet des Glaubens eines einzelnen Volkes entstanden. Zu den früher erschienenen Bänden vergleiche man unsere Besprechung in dieser Zeitschrift: 54 (1958) 44f. Das vorliegende Heft bringt den Schluss der zusammenfassenden Betrachtung und Wertung des estnischen Volksglaubens, seiner Abgrenzung gegenüber – aber auch seiner Beeinflussung und Durchdringung durch – germanische und slavische Sphären. Wenn Loorits als sein Hauptziel darstellt (S. 426), «die phänomenologische Darstellung möglichst aller Ideen- und Vorstellungskategorien von den ältesten bis zu den jüngsten Schichten» darzulegen, so dürfen wir mit voller Überzeugung sagen, dass sein Werk uns eine ungeheuer interessante Glaubenswelt erschlossen und belegt hat; es tut im einzelnen nichts zur Sache, ob Loorits mit seinen Rückschlüssen in die ältesten Schichten hinunter immer völlig überzeugt oder nicht. Was ein derartiges Werk erst richtig auswertbar macht, ist das Register, zu dem wir dem Verfasser gratulieren müssen. Sein Sachregister umfasst ungefähr 10 Bogen; es erschliesst jedem Benutzer die kleinsten Einzelheiten. Dazu kommen ein Verfasserverzeichnis und ein «Verzeichnis der behandelten Märchentypen und -motive». Loorits und der Schwedischen Akademie gebührt uneingeschränktes Lob. Wildhaber

Erika Kohler, Martin Luther und der Festbrauch. Köln/Graz, Böhlau-Verlag, 1959. 166 S. (Mitteldeutsche Forschungen, 17).

Das nachgelassene Werk, welches als Tübinger Habilitationsschrift der frühverstorbenen Verfasserin gedacht war, ist von Dieter Narr zum Druck zubereitet und von Helmut Dölker, dem Leiter der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde, mit einem Vorwort versehen worden. Zum wichtigen Thema der tiefgreifenden Wandlungen des Brauches im Gefolge von Reformation und Humanismus gibt die Verfasserin einen wohlgegründeten und darum fördernden Beitrag, den man in Zukunft immer wird benutzen müssen, wenn vom Luthertum im Volksleben¹ die Rede ist. Genauer Kenntnis und Benutzung der Schriften Luthers – beruhend auf der Mitarbeit an der Weimarer Ausgabe der Werke des Reformators – bewahren die Verfasserin davor, von einem der geläufigen Bilder des «deutschen» oder des «volkstümlichen» oder auch des absolut «revolutionären» Luther auszugehen. Luthers Äusserungen zum Brauch, die in Wirklichkeit sehr viel seltener, wortkarger und stofflich unergiebig sind, als man gemeinhin meint, widersprechen sich häufig je nach Lebensalter, Tendenz und Zusammenhängen, in die sie hineingehören. Aus der Interpretation der vielfältigen und oft nur nebenbei gemachten Aussagen ergibt sich, dass Luther kein grundsätzlicher Brauchfeind und Purist war, sondern dass er insbesondere gegen den kirchlichen Brauch kämpfte, weil er nur das biblische Wort als «Konkretisierung Gottes» anerkannte. Dagegen lässt Luther, wenigstens der jüngere, dem weltlichen Brauch, vor allem in der Familie und bei den Kindern seinen Platz. Daher entwickelt sich im protestantischen Raum ein säkularisierter Brauch, der als Ordnungsform und Erziehungsmittel eine beschränkte Funktion behält. An diesem allgemeinen nachmittelalterlichen «Bedeutungswandel vom glaubensgebundenen Brauch zur Ordnungsform» (S. 162) ist Luther massgebend, aber keineswegs allein beteiligt. Abgesehen von diesen Ergebnissen grundsätzlicher Art bringt das Buch in seinem spe-

¹ vgl. zu diesem fast nur in Schweden gründlich bearbeiteten Problem *Hilding Pleijel*, Das Luthertum im schwedischen Volksleben, Gleerupska Universitetsbokhandeln, Lund 1958 (Opuscula instituti hist.-eccl. Lundensis, 5).

ziellen Teil die Zusammenstellung der Äusserungen des Reformators zu den einzelnen Bräuchen des Jahreslaufes und des Lebenslaufes, wobei durch Hinweise auf andere, z.T. ergiebigere zeitgenössische Quellen Streiflichter auf den Brauchkalender des 16. Jahrhunderts fallen.

Richard Weiss

Asko Vilkuna, Die Ausrüstung des Menschen für seinen Lebensweg. Helsinki, Suomalainen Tiedekatemia, 1959. 148 S., 4 Karten. (FFC 179).

Als Gegenstand seiner Untersuchung bezeichnet der Verfasser «Verhaltensweisen und Vorgänge, die dem Schutze und der Sicherung des menschlichen Lebens in seinen Anfangsstadien galten». Die Schilderung der brauchtümlichen Seite tritt damit stark in den Hintergrund; die Grenzgebiete der Soziologie und der Religionsphilosophie werden dafür für die Betrachtungsweise um so bedeutsamer. Darin liegen auch eindeutig der Reiz und der Wert dieser Arbeit. Geographisch beschränkt sie sich im wesentlichen auf das östliche Finnland; es werden aber immer wieder zu Vergleichszwecken die Lappen und finnougri-sche Völkerstämme herangezogen. Diese Vergleiche erlauben es auch, mit etwelcher Zuverlässigkeit in vorchristliche Glaubensschichten vorzustossen. Das kleine Kind ist «gefährdet», solange es «namenlos», «ungetauft», «schutzgeistlos» und «zahnlos» ist; die Zeit der Gefährdung beginnt bereits mit der Regung des ersten Lebens im Mutterleib. Die Schutzmassnahmen haben also dann schon einzusetzen. Bis zur Geburt übernimmt sie die Mutter; nach der Geburt treten Schutzgruppen auf, welche in ihrer Zusammensetzung nicht fest gebunden sein müssen. Die Gefahrenzeit ist vorüber, wenn das Kind einen Namen, die Taufe, einen Schutzgeist und einen Zahn bekommt. Damit wird das Kind zum Rechtsglied der Gemeinschaft. Der ganze, ausserordentlich interessante Glaubenskreis um den Zahn ist vorchristlich; die Taufe ist natürlich die christliche Schutzmassnahme. Mit dem Durchbruch des ersten Zahnes verbinden sich rechtliche und magische Brauchhandlungen und Vorstellungen¹. Neben der ausführlichen Behandlung dieses Abschnittes erläutert der Verfasser ebenso eingehend die mit der Namengebung verbundenen Vorstellungen (Schutzgeist, Tabu, Seelenwanderung). Im Laufe der Untersuchung stösst man immer wieder auf bedeutsame Einzelheiten: Sichel als Schutz, Mitgift und Grabbeigabe; Bedeutung des Gürtels; Metall als Schutz; Bestattung von Kind in hohlem Baum; Namensbaum; Amulett; «Teufelstaupe»; «Namensuche»; «Zahngeld»; das sehr wichtige «Teilhabersystem». – Immer wieder geht es darum, die Komponenten aufzuweisen, welche nach vorchristlicher, finnischer Auffassung den «Charakter» des Menschen bestimmen und welche zu seinem «Glück» beitragen. – Die Abhandlung ist klar und flüssig geschrieben; gelegentlich mögen einzelne Stellen etwas zu oft wiederholt sein. Wildhaber

Pasterstwo Tatr Polskich i Podhala. Bd. 1: Fizjografia i Geografia Pasterstwa Tatr Polskich i Podhala. Breslau/Krakau/Warschau, Polska Akademia Nauk, 1959. 225 S., viele Taf. und Abb. im Text. 4°.

Der hervorragende Warschauer Archäologe Włodzimierz Antoniewicz, der sich schon mehrmals auch auf den Gebieten der Volkskunde und Volkskunst auszeichnete, hat die Redaktion eines grossangelegten, auf 10 Bände berechneten Werkes über das Hirtenleben des polnischen Tatra-Gebirges und des Podhale-Gebietes übernommen. Wenn dieser Plan einmal realisiert sein wird – und wir möchten sehr wünschen, es werde in absehbarer Zeit möglich sein – werden wir ein Werk über das Schäferwesen (nur um diese handelt es sich im wesentlichen) einer Gegend haben, wie es kein anderes Land aufzuweisen hat. Das Hirtenwesen der Tatra ist bereits durch die Gründung des dortigen Nationalparks stark eingeschränkt und behindert worden; der Zweite Weltkrieg brachte die völlige Auflösung. Der Neuaufbau muss sich auf gänzlich veränderten Grundlagen vollziehen. Schon 1946 hat Antoniewicz in kluger und überlegener Voraussicht und Planung mit

¹ Zu diesen eigenartigen Vorstellungen vergleiche man auch E. Veckenstedt, *Wendische Sagen* (Graz 1880) 29: Wer mit zwei Zähnen geboren ist, kann einen Schatz heben; Claude Seignolle, *Folklore du Languedoc* (Paris 1960): A la première dent, la marraine offre une robe à la mère.

wissenschaftlichen Untersuchungen in den südlichen Berggegenden Polens eingesetzt und andere dazu ermuntert, so dass wohl alle Aspekte des dortigen Hirtenwesens beleuchtet wurden: geographische, anthropologische, historische, soziologische, ergologische. Jeder Band wird Aufsätze verschiedener Verfasser bringen. Eine Gesamtbewertung wird erst am Schlusse fruchtbar sein. Vorläufig können wir nur feststellen, dass der eben erschienene, erste Band fünf Beiträge bietet; jeder ist mit – teilweise ganz ausgezeichneten – Abbildungen und Photos versehen; die verzeichnete Literatur lässt auf eine umfassende und gründliche Kenntnis des Themas schliessen; französische Résumés sind beigegeben (erfreulicherweise auch französische Texte für die Abbildungen). Verfasser und Titel (in Übersetzung) der Aufsätze: Włodzimierz Antoniewicz gibt einen geschichtlichen Überblick über die verschiedenen Studien, welche sich mit dem Hirtenleben des polnischen Berggebietes befassten; Zofia Radwańska-Paryska schildert die Physiographie der Tatra und «Naturschutz und Hirtenleben», Stanislaw Berezowski Aufsatz bietet ein bereits ausgesprochen volkskundliches Thema mit seinen «geographischen Problemen der Transhumance» (unter Berücksichtigung auch anderer europäischer Länder, allerdings nicht vollständig); ebenfalls mehr volkskundlich eingestellt ist die Arbeit von Witold H. Paryski über die Wege, welche die Hirten für ihre Wanderungen in der Tatra benützen.

Wildhaber

Matthias Zender, Räume und Schichten mittelalterlicher Heiligenverehrung in ihrer Bedeutung für die Volkskunde. Die Heiligen des mittleren Maaslandes und der Rheinlande in Kultgeschichte und Kultverbreitung. Düsseldorf, Rheinland-Verlag, 1959. 256 S., 25 Abb., 30 Karten. (Veröffentlichung des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn).

Die führende Persönlichkeit am ADV legt hier wichtige Ergebnisse einer jahrelangen Arbeit vor, die dem Zwecke dienen, Atlasmaterial für Spezialfragen in der Kulturraumforschung auszuwerten. Matthias Zender musste sich hierzu mit äusserst umfangreicher und komplexer Literatur vorwiegend mediävistischer und kirchengeschichtlicher Richtung auseinandersetzen. Die souveräne Art, wie er die geschichtliche und die geographische Methode handhabt, macht sein Werk zu einem Musterbeispiel der gegenseitigen Durchdringung von Archiv- und Feldforschung. In der Einführung wird zunächst grundsätzlich Stellung genommen zu den Aufgabenkreisen: Kulturraumforschung und Volkskunde sowie Kultgeschichte und Kulturraumforschung. Dabei bleibt eine gewisse Problematik volkskundlicher Kartographie nicht unerwähnt, welche in dem häufigen Mangel geschichtlicher Belege für volkskundliche Erscheinungen gerade im Früh- und Hochmittelalter liegt. Der Verfasser betont jedoch, dass ihm die Heiligenverehrung in erster Linie als Quelle für seine kulturräumliche Betrachtungsweise diene. Das Ziel sei, «anhand der Verehrung einer Gruppe von Heiligen bestimmte Kulturräume in ihrer Wirkung und Strahlung im Lauf der Geschichte erkennen» zu können. Die Karten als Anschauungsmittel – sie wurden alle vom Verfasser selbst entworfen – sollen mit dazu dienen, den Kultbereich einer Auswahl der für bestimmte Gebiete im Zeitraum von ca. 400–1200 typischen Heiligen zu erhellen und abzugrenzen, sowie deren Nachwirkung bis heute festzustellen. Die programmatische Forderung lautet: «die mittelalterlichen Schichten im volkskundlichen Erscheinungsbild abzudecken, um die Grundlagen unserer Volkskultur im frühen Mittelalter oder in noch älterer Zeit freizulegen.»

Einem Exkurs über die bedeutungsvolle Stellung des mittleren Maasraumes als Kulturscheide (germanisch-romanische Sprachgrenze), aber auch in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht folgt am Beispiel der Heiligen Lambert von Lüttich, Servatius von Maastricht, Gertrud von Nivelles und Papst Cornelius die Darstellung verschiedenartiger, aber auch ähnlicher Kultströme. Beigefügt sind jeweils ausführliche Kultstättenverzeichnisse sowie entsprechende Kultverbreitungskarten. Ebenfalls kritisch durchleuchtet wird in diesem Zusammenhang die Kultgeschichte von Heiligen der Spätantike und der älteren Merowingerzeit, weil die Bischofskirchen des Erzmärtyrers Stephanus und der Kult des hl. Remigius von Reims in die Untersuchung miteinbezogen sind. Zur Abrundung des Bildes tragen noch repräsentative Heilige des Rheinlandes wesentlich bei; so erschienen die

Kölner Heiligen Ursula, Severin, Gereon, Drei Könige neben den Trierer Sancti Maximinus, Celsus und Maternus in ihrem eigenartigen Verbreitungsbereich. Dabei zeigt sich eine regional wie auch personal sehr unterschiedliche Kultdynamik und Kultstrahlung, die aus den Kernlandschaften im französisch-niederländisch-deutschen Raum teilweise auf sehr weite Distanzen zu wirken vermag (Gertrud und Severin bis nach Skandinavien, Ursula z. B. nach Kärnten). Die Intensität der Heiligenverehrung wechselt nicht bloss nach Zeit und Raum; sie ist mindestens so stark von der Stosskraft ihrer Träger (Kirche, Adel, Bürgertum) abhängig. Dadurch, dass es dem Verfasser gelingt, Triebkräfte für die Abschwächung oder Intensivierung des Kultes eines betreffenden Heiligen in seiner engen Verflechtung mit dem politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben aufzuzeigen, wird immer wieder der Blick gelenkt auf den Wandel von allein oberflächlich-kirchlichem Kult zu einer breiteren volkstümlichen Verehrung und Verwurzelung in ihren mannigfachen Erscheinungsformen. Ausser dem Zusammenhang mit der späteren Entwicklung von Neben- und Sonderpatronaten (Gertrud) verdankt die «volkstümliche Ausgestaltung» viel gewissen Äusserlichkeiten zum Nothelfer (Cornelius–Cornu–Horn–Viehheiliger).

Bezüglich der Kultstrahlungsbereiche kann die Richtung im Laufe der Jahrhunderte wechseln, von einer Süd–Nord-Orientierung allmählich mehr ins Südöstliche. Dabei kommt der Kulturprovinz um Maas und Rhein seit der Spätantike als Kernlandschaft und Umschlagsplatz für ein Kulturgefälle ganz allgemein besondere Bedeutung zu. Dies zeigt sich z. B. später in der Expansivkraft des Kölner Raumes, wo ausser den Dreikönigen vor allem Ursula eine gewaltige Kulturausdehnung erfahren hat (ca. 3000 Belege aus Mittel- und Osteuropa, dabei hauptsächlich auf der Basis von Reliquien- und Legendenverbreitung, während Pfarrkirchenpatroninnen selten sind). Besonders auffallend bei manchen Heiligen ist auch das Nachwirken bzw. die Umformung ihres Kultes in abgelegenen Randgebieten: Remigius z. B. in volkstümlicher Ableitung zu Romedius in Bayern, Tirol; und für Ursula beschränkt sich eine ausschliesslich lokalgebundene Verehrung heute lediglich auf wenige kultische Aussenposten in Kärnten und Südtirol. Andererseits kann gerade aus dem Sondercharakter eines Kulturzentrums eine Richtungsänderung im Verbreitungsbild gewisser Kulte eintreten: vgl. die Verhältnisse des Trierer Raumes, wo aus den frühmittelalterlichen Südwestbeziehungen der Trierer Heiligen die Ausstrahlung seit dem Hochmittelalter radikal nach Mitteldeutschland und bis ins böhmisch-schlesische Gebiet umschlägt.

Was die Grenzen betrifft, so spielen natürliche (die Elbe z. B.) viel eher eine Rolle als die Sprachgrenze; diese fällt, wie aus dem Kartenbild hervorgeht, für die ältere Zeit kaum ins Gewicht. Erst später kommt ihre kulturtrennende Wirkung zur Geltung; Brauchtums-grenze ist die Sprachgrenze aber nur selten. Damit sei des Verfassers abschliessender Vergleich zwischen Kultverbreitungskarten und volkskundlichen Kartenskizzen angedeutet, so etwa wenn sich aus der Verbreitung des Osterfeuers in Niederdeutschland eine Parallele zur maasländischen Kulturausdehnung bis zur Elbe ergibt.

Es ist nicht möglich, dem vielschichtigen Werk von Zender, das er bescheiden einen Überblick nennt, im Rahmen einer nur einzelne Punkte berührenden Besprechung gerecht zu werden. Bei dem Mangel an Publikationen über die früh- und hochmittelalterliche Heiligenverehrung zieht auch die religiöse Volkskunde Gewinn aus seiner Arbeit, auf deren Fortsetzung und Ausweitung in den oberdeutschen Raum man gespannt sein darf.

Walter Tobler

Georg Schreiber, Die Vierzehn Nothelfer in Volksfrömmigkeit und Sakralkultur. Symbolkraft und Herrschaftsbereich der Wallfahrtskapelle, vorab in Franken und Tirol. Unter Mitwirkung von *Balthasar Gritsch*, *Hans Hochenegg*, *Helmut Labrkamp*. Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1959. 129 S., 7 Taf. (Schlern-Schriften, 168).

Schreiber hat sich in jahrzehntelangem Bemühen einen so umfassenden Überblick über die religiöse Volkskunde erworben und er kennt ihre Probleme mit einem derart souveränen Wissen, dass man sich immer wieder auf seine neuen Veröffentlichungen freut. Man wird auch durch eine Fülle von anregenden Einzelbeobachtungen und eingestreuten, ge-

scheiten Bemerkungen auf Probleme und Zusammenhänge aufmerksam gemacht, wie sie eben nur der Fachmann bieten kann. Und doch – es tönt beinahe undankbar, es zu sagen – ob der Menge der Angaben, die öfters auf Nebengeleise führen, verliert man gelegentlich die gerade Linie. Man wünscht sich wohl auch gelegentlich ein leichter zu lesendes und zu verstehendes Deutsch (was sind «Vorbilder symbolhafter Handwerker» S. 14; was ist die «landschaftliche Vertonung» eines Heiligenkultes S. 21 und 44; was soll die Wendung «die Mirakelgeographie füllte sich auf» S. 62 heissen?). Man möchte sich wohl auch eine klare Vorstellung geographischer Begriffe wünschen (S. 52 bringt eine recht unglückliche Zusammenstellung von Ostschweiz, östlicher Schweiz, Oberengadin und Sarganserland; S. 64 führt als Länder an: Kroatien, Slavonien – gehört denn Slavonien nicht mehr zu Kroatien? – und Lombardei, Sizilien, Italien). Und endlich möchte man sich auch den wissenschaftlichen Apparat peinlich genau wünschen (z. B. S. 79, Anm. 1). Gewiss, es sind bloss Schönheitsfehler, aber sie beeinträchtigen doch den ungetrübten Genuss¹. Schreiber beleuchtet in 28 kleinen Abschnitten die verschiedenen Aspekte der Nothelfer-Frage. Dass der Aspekt der «Nothelfer als Inhaber von Bergwerken» in besonders klarer Beleuchtung herausgehoben wird, ist bei Schreibers Interessenrichtung durchaus verständlich. Schreiber sucht auch die Nothelfergruppe nicht isoliert zu sehen, sondern ähnliche Gruppierungen zur Erläuterung heranzuziehen (etwa das Glückselige Hauskreuz und gewisse Amulette). Sehr anregend ist das kleine Kapitelchen über die Bedeutung der genossenschaftlichen Komponente (S. 19f.) im Zusammenhang mit Heiligengruppen. – In wohlthuend klarer Sprache schildert uns Balthasar Gritsch eine Vierzehnheiligen-Wanderung durch Tirol; er weiss von jedem Ort und jedem Bild eine Menge von Einzelheiten zu berichten.

Wildhaber

Willy Richard, Untersuchungen zur Genesis der reformierten Kirchenterminologie der Westschweiz und Frankreichs, mit besonderer Berücksichtigung der Namengebung. Bern, A. Francke Verlag, 1959. 260 S. (Romanica Helvetica, 57). Fr. 27.–.

Jakob Jud †, der Zürcher Romanist, hat für dieses (1956 in gekürzter Form als Dissertation erschienene) Buch das zentrale und weitreichende Thema gestellt, das der Kirchenterminologie, welches er selber am Beispiel der «Bündnerromanischen Kirchensprache» (49. Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft Graubündens, Chur 1919) vorbildlich behandelt hat. Während Jud den Übergang einer römisch-heidnischen zu einer (räto)romanisch-christlichen Kirchensprache zeigt, wird hier das Werden und Wesen einer protestantischen, speziell einer calvinistischen Kirchensprache ins Auge gefasst. Dabei wird an präzisen Beispielen das Verhalten und Vorgehen Calvins gegenüber der volkstümlichen Tradition, auch gegenüber den Bräuchen und Festen, klargestellt. Von sprachlichen Problemstellungen aus wird also indirekt für die Volkskunde etwas Ähnliches geleistet wie in Erika Kohlers Untersuchung «Luther und der Brauch» (vgl. die Rezension in diesem Heft des SAVk). Calvin erweist sich als sehr viel radikaler als Zwingli und Luther, was der Verfasser, durch Vergleiche mit dem deutschschweizerisch-zwinglischen und mit dem lutherischen Bereich, genau nachweist. Sogar das Wort 'église' wurde ja von den Calvinisten durch das unbelastete (vorher den jüdischen Tempel oder Niederlassungen des Templer Ordens bezeichnende) Wort 'temple' ersetzt, das noch heute in betont reformierten Kreisen der Westschweiz und Frankreichs die übliche Bezeichnung des Gotteshauses geblieben ist. Deutlicher noch als in den zahlreichen Neologismen der calvinischen Kirchensprache zeigt sich der unerbittliche Radikalismus Calvins – und der volkstümliche Widerstand dagegen! – in der Namengebung. Hier kann der Verfasser anhand der Taufbücher statistisch genau und sogar mit graphisch dargestellten Kurven für die Stadt Genf das fast schlagartige Einsetzen der biblischen, besonders der alttestamentlichen Namen anstelle der Heiligennamen zeigen. Claude, der nach Pierre und Jean beliebteste Name im alten Genf, und weithin in Frankreich, wurde von Calvin wegen seines meteorhaften Aufstieges und wegen dem Kultzentrum in der be-

¹ Man vergleiche auch Leopold Schmidts Besprechung in Österreich. Zt. f. Vk. 63 (1960) 138–140.

nachbarten Freigrafschaft geradezu fanatisch verfolgt (S. 227–234). Aufschlussreich für die Kenntnis der «volkstümlichen Rezeption» ist es zu sehen, wie schon in Lausanne und erst recht in Neuenburg mit seinem ausgesprochenen Eigenleben Calvins Einfluss zurücktritt. In Neuenburg z.B. halten sich Blaise und Guillaume als alteinheimische Heiligennamen auch nach der Reformation sehr zäh (S. 220), und erst recht verhalten sich die Landgemeinden sehr widerborstig gegenüber der in Genf staatlich geregelten Namensgebung: diese wurde viel eher von den Reformierten der Niederlande und von den Puritanern Englands und der neuen Welt übernommen als von den Waadtländer Bauern! Immerhin wurde Abraham, der in Genf unter Calvin an dritte Stelle rückt, auch bei der westschweizerischen Landbevölkerung allmählich, bis ins 18. Jahrhundert, so verbreitet, dass die Bewohner der Vallée de Joux bei den Franzosen spottweise 'abrami' hiessen (S. 200). Auch im Neuenburgischen gibt es Ende des 17. Jahrhunderts 40% alttestamentliche Namen, nach 1800 dafür mehr englische wie James, germanische wie Clovis, türkische wie Omer, römische wie Numa. Die von E. Liebl bearbeiteten Karten II, 206–214 des Atlas der schweizerischen Volkskunde zeigen im Gegenwartsbild wie die verschiedenen kulturgeschichtlichen Impulse rezipiert worden sind. Richard Weiss

Sorbische Volkstrachten. Serbske narodne drasty. Bd. 3: *Erich Schneider*, Die Tracht der Sorben um Hoyerswerda. *Erich Krawc*, Drasta Serbow wokolo Wojerec. Bautzen, VEB Domowina-Verlag, 1959. 119 S., 81 Photos. 4°.

Von den vier verschiedenen Trachtenlandschaften im sorbischen Gebiet sind mit dem vorliegenden Band bereits drei behandelt (daneben gibt es noch den vom Berliner Institut für deutsche Volkskunde herausgegebenen Trachtenband der Lausitz). Der Herausgeber gibt eine sehr angenehm nüchtern-klare und objektive Darstellung aller Fragen, welche mit dem Trachtenwesen der Orte um Hoyerswerda zusammenhängen. Er stellt fest, dass durch den Aufschwung der Braunkohlenindustrie und den damit verbundenen Zuzug von Arbeitern aus ganz Deutschland das Tragen der Tracht im Verschwinden begriffen gewesen sei. Mit der Förderung des Sorbentums nach dem Krieg ergab sich eine teilweise Neubelebung der Tracht; doch tragen Schulkinder die Tracht höchstens noch bei «Gruppenveranstaltungen». «Bewusste Trachtenträgerinnen sind heute die verheirateten Frauen.» Bezeichnend für das heutige Trachtenwesen ganz allgemein ist die gute statistische Zusammenstellung über die Zahl, den Prozentsatz und das Alter der sorbischen Trachtenträgerinnen (auf S. 36). Ein weiteres Kapitel zeigt uns die verschiedenen Formen der heutigen Tracht in ihren Einzelheiten: Werktags- und Sonntagstracht sind am häufigsten anzutreffen; Fest- und Trauertracht finden sich immer seltener. Die Kindertracht ist heute sozusagen verschwunden. Von der Männertracht ist nur noch die blaue Schürze erhalten geblieben. Die Trauertracht hat verschiedene Stadien durchgemacht: schon seit dem Ersten Weltkrieg ist das grosse weisse Umschlagtuch verschwunden; etwas später folgte das weisse Trauertuch um den Kopf; heute hat sich noch das weisse Stirnband erhalten. Ausführlich wird die Brauttracht beschrieben; denn allein am Kopfschmuck der Braut lassen sich heute die verschiedenen Orte der Gegend noch unterscheiden. Der nächste Abschnitt schildert Material und Herstellung der Tracht; es werden Angaben über Blaudruckereien gegeben; für die Arbeitsweise der Stickerinnen ist der Hinweis auf die Ornamentierung der Ostereier aufschlussreich (S. 49). Funktionell wichtig ist die sorgfältige Aufzählung der Verwendungsmöglichkeiten und der damit zusammenhängenden Umgestaltung der Tracht im Leben der dörflichen Gemeinschaft. Das Schlusskapitel «Zur Entwicklung der Tracht» stellt die überall vorhandenen Auflösungserscheinungen vor dem völligen Verschwinden fest: die Tracht wird ohne die fest zugehörige Haube getragen; man trägt moderne Schuhe und Strümpfe; kurz: die Tracht wird Kostüm und Schmuck. – Klar und gut wie der Text sind auch die zugehörigen Abbildungen. Wildhaber

Fritz Krüger, El mobiliario popular en los países románicos. B: Los asientos. 225 S., 9 Phot., 28 Taf. Erschienen als Bd. 7 von Anales del Instituto de Lingüística (Universidad Nacional de Cuyo, Mendoza) 1959 (publ. 1960).

So wie Krüger uns vor einer Reihe von Jahren den Gesamtüberblick über die geographische Einheit der Hochpyrenäen in mehreren Bänden in überlegen gestaltender Weise zu geben vermochte, ist er nun daran, uns einen Gesamtüberblick über die sachliche Einheit der volkstümlichen Möbelstücke der Romania in mehreren Studien zu bieten. Drei Vorarbeiten hiefür sind bereits erschienen: zwei davon als «Präludien» für das Gesamtgebiet und eine als Zusammenfassung für eine Azoreninsel. Es ist etwas zu bedauern, dass auf diese Art das Gesamtwerk zusammengesucht werden muss; aber wenn es sich nicht anders machen liess, wollen wir trotzdem froh sein, dass diese imponierende Materialzusammenstellung uns zugänglich wird. Denn es handelt sich ohne Zweifel um das umfassendste, wissenschaftliche Möbelwerk einer gesamten Sprachgruppe, das wir hier erhalten. Das Schwergewicht liegt eindeutig auf der sprachlichen Seite und auf allen, daraus sich ergebenden Folgerungen. Der Band A soll bald erscheinen; er wird die Truhen, Schränke, Kästchen, Tische und die Schlafgelegenheiten behandeln. Als Ergänzung soll ein Aufsatz über die Wiegen publiziert werden. Das jetzt vorliegende grosse Werk bietet die Sitzmöbel. Das einleitende Kapitel berichtet allerdings nicht von den Möbeln, sondern vom Sitzen und Hocken auf dem blossen Fussboden, wie es auch in Europa gar nicht so ungewöhnlich ist, vor allem bei Frauen und bei Kindern, etwas weniger bei Männern. Dann werden die grossen Gruppen der Hocker und Schemel, Bänke, Truhenbänke (*archebancs*), Stühle und Sessel behandelt. In jedem einzelnen Fall werden die verschiedenen Typen vorgeführt, nach ihrer Form und nach ihrem Material geordnet. Für das Verbreitungsgebiet beschränkt sich Krüger nicht nur auf die verschiedenen romanischen und damit auch südamerikanischen Länder, wie es der Titel angibt, sondern auf Grund einer geradezu erstaunlichen Literaturkenntnis zieht er Parallelen aus allen europäischen Ländern heran, so dass wir mit Fug und Recht vom ersten gesamteuropäischen Möbelwerk sprechen dürfen. Den Beschluss jedes Abschnittes bilden die gewichtigen Wort-Zusammenstellungen. (Die Literaturübersicht soll der Band A bringen, so dass wir hierüber noch nichts aussagen können.)

Es mögen nur einige wenige Einzelbemerkungen angefügt sein. Beim Hocker werden auch die Holzklötze zum Fleischschneiden und Holzhacken erwähnt; auch der Melkschemel wird folgerichtig als Spezialtypus hieher gezählt (die einschlägige Arbeit von Leopold Schmidt konnte von Krüger nur erwähnt, aber nicht ausgewertet werden); ich glaube einzig den in Irland (und bei den Friesen) vorkommenden Hocker aus Walfischknochen nicht erwähnt gesehen zu haben. Bei der S. 64 für den Kanton Graubünden angeführten Steinbank ist vielleicht einschränkend zu bemerken, dass sie sich dort im wesentlichen im Engadin und im Münstertal findet, etwas weniger in Deutschbünden. Bei der Truhenbank oder Bankkiste zieht Krüger auch die für Frankreich typische Salzkiste heran; dann findet sich eine Beschreibung der Hühner- und Gänsebänke (zu den dort erwähnten Beispielen kann ich hinzufügen, dass sich noch viele derartige Geflügelbänke in Polen finden).

Wir möchten bei dieser Gelegenheit noch auf einen eben erschienenen Aufsatz von *Oskar Moser* hinweisen: «Zwei Mölltaler Dachtruhen; ihre Stellung innerhalb der europäischen Frühformen des volkstümlichen Möbels»¹. Moser, der sich ja schon früher mit seinen «Kärntner Bauernmöbeln» als ausgezeichnete, historisch und sachlich gleichermassen bewanderte Kenner und Feldforscher ausgewiesen hat, geht hier auf Grund neuer Funde von Dachtruhen im kärntnerischen Mölltal der immer noch umstrittenen Frage der Dachtruhe nach. Er gibt zunächst eine Übersicht über die Verbreitung der Dachstollentruhe in Mitteleuropa. Die gespundeten Dachstollentruhen sind, zumindest in den inneren Alpenbereichen, bodenständiger Kulturbesitz, der aller Wahrscheinlichkeit nach bis in die keltische, wenn nicht sogar illyrische Frühzeit zurückreicht. Diese Truhe kann als eine europäische Frühform des volkstümlichen Behältnismöbels angesprochen werden; sie war also nicht vom zünftigen Tischler, sondern vom heimischen Zimmermann angefertigt.

Wildhaber

¹ in *Carinthia* I 150 (1960), 1. Heft, 193–228, Abb.

Ilmar Talve, Bastu och torkhus i Nordeuropa. Stockholm 1960. XII, 544 S., 141 Abb. Mit einer deutschen Zusammenfassung. (Nordiska Museets Handlingar, 53).

In dieser umfassenden und gross angelegten Abhandlung werden Typen, Verbreitung, Struktur und Verwendung von Badestube und Darrhaus – im wesentlichen für die Länder Schweden, Finland und Norwegen und, in historischer Begrenzung, vor allem für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts – dargestellt. Benützt werden neben den gedruckten Quellen die unveröffentlichten Archivmaterialien. Erfasst werden nicht nur die bäuerlichen Gebäude, welche in diesen Ländern beinahe als Selbstverständlichkeit zu einem Hof gehören, sondern auch – und das macht Talves Arbeit auch soziologisch interessant – die Geistlichkeit und die auf Landgütern angesiedelten Militärpersonen und daneben auch die Stadtbewohner. In den meisten Fällen wird ein und dasselbe Gebäude als Badestube und als Darrhaus verwendet; gelegentlich ist die eine oder die andere Funktion vorherrschend, wobei sich klare regionale Gruppierungen ergeben. Das Darrhaus wird hauptsächlich für das Trocknen von Malz benützt; doch kommen als andere Verwendungsmöglichkeiten auch das Trocknen von Flachs und Getreide und das Räuchern von Speck und Fleisch vor. Für die Badestuben (Saunas) wird der wirklich belegte Gebrauch geschildert und nicht die romantisierenden Genreszenen, welche sich so oft in der Literatur finden. Diese Badestuben und Darrhäuser waren entweder Eigentum eines einzelnen oder dann Gemeinschaftsbesitz eines Dorfes oder einer Hofgruppe (also etwa dessen, was im Bündnerland eine Fraktion wäre; das Backhaus hat dort ja auch die gleiche rechtliche Stellung). Zu Vergleichszwecken zieht der Verfasser auch die entsprechenden Gebäude in Dänemark, Island, Grönland, England und Irland als nordische Gebiete heran, dann Deutschland und Mitteleuropa (Erwähnung des St. Galler Klosterplans, der Schweizer Rätschhüsli und Schwitzstübli) und ferner das östliche Mitteleuropa, Südeuropa und Baltikum, Polen und Russland (einschliesslich der asiatischen Gebiete). Durch die sorgfältige Auswertung der sprachlichen Data und die Beigabe von Verbreitungskarten für bestimmte Ausdrücke werden die historische Tiefe und die funktionellen Entwicklungstendenzen klarer beleuchtet.

Wildhaber

Eberhard Deutschmann, Lausitzer Holzbaukunst unter besonderer Würdigung des sorbischen Anteils. Bautzen, Veb Domowina-Verlag, 1959. 184 S. Text, 170 Abb. im Text, 17 Tafeln.

Diese sehr instruktive, sachlich gut bearbeitete und reich bebilderte Publikation versucht «alle für das sorbische Gebiet charakteristischen Erscheinungen (des bäuerlichen Hausbaus) in ihrer Entwicklung darzustellen». Als Grundlage wählt der Verfasser die heute allgemein anerkannte Methode der genauen Bauaufnahme, zu der sich eine Sammlung sorbischer Bezeichnungen gesellt. Zeitlich umfasst die Untersuchung die letzten zwei bis drei Jahrhunderte. Auf dem relativ kleinen sorbischen Areal, am Oberlauf der Spree gelegen, haben sich verschiedene Hausformen entwickelt, die in erster Linie technisch und wirtschaftlich bedingt sind und nicht – wie früher angenommen – völkisch. Aus dem ursprünglichen Zwiehof entstand ein Wohnstallhaus. Als Konstruktionen sind der Blockbau, der Ständer- und der Fachwerkbau vertreten. Volkskundlich aufschlussreich sind neben den historischen Bemerkungen die ausführlichen Hinweise auf Arbeits- und Bautechniken, insbesondere die verschiedenen Arten der Stroheindeckung. Auch in der Lausitz stellte man fest, dass die alten Dachkonstruktionen zwei bis dreimal soviel Material benötigten als die statischen Berechnungen heute ergeben. Die alten Hausformen sind gleich wie bei uns einer starken Umwandlung unterworfen. Daher versucht ein Abschnitt über Denkmalpflege durch konkrete Hinweise zu zeigen, wie das bewährte Alte bei Neubauten erhalten werden kann.

M. Gschwend

Der Nachdruck sämtlicher Artikel ist nur mit genauer Quellenangabe gestattet

Buchdruckerei G. Krebs Verlagsbuchhandlung AG., Fischmarkt 1, Basel